N. III. 6.
Kl. Ool. N. 1. D. 6. β. 14.

Ad Bibl. aul. Eichstätt

D. L. 907

fol. 115/14

Emt. ex libr.

66
io.
LD 7859
1

Lesebuch für alle Stände.

Zur Beförderung edler Grundsätze, ächten Geschmacks und nützlicher Kenntnisse.

Herausgegeben
von
Johann Friedrich Zöllner,
Prediger bei der St. Marienkirche in Berlin.

Erster Theil.

Zweite Auflage.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Berlin, 1782.
In Kommission bey Friedrich Maurer.

Inhalt.

1. Ueber die sittliche Bildung einzelner Menschen und ganzer Nationen. Einleitung. S. 1
2. Die Freundschaft, eine Allegorie. 12
3. Briefe eines Reisenden über Polen, vornehmlich über den Distrikt an der Netze. 23
4. Gedichte von Raufseisen.
Die Falschheit. 73
Der Geitz. 75
5. Hohe Tugend in einer niedern Hütte. 77
6. Die Freuden des Gatten und Vaters. Ein Gespräch. 80
7. Ueber die deutsche Rechtschreibung. 100
8. Gottfried Leygebe. 134
9. Kenntniß unsrer Fähigkeiten und Kräfte. 146
10. Der Vernünftige kann alles, was er will, denn er will nichts, als was er kann. 167

11. Neue Erziehungsanstalten in Magdeburg. 179
12. Petite-maitresse. 190
13. Beitrag zur Geschichte der Kriegsfolgen. 199
14. Gedichte.
Die Langeweile. ebend. An einen Schmähsüchtigen. 205
Voltäre. 206
15. Der Stolz. 207
16. Anzeige der Schrift: Weg zur Tugend rc. 221
17. Empfindungen eines Jünglings an einem Wintermorgen. 228
18. Lied. 235

Ueber die sittliche Bildung einzelner Menschen und ganzer Nationen.

Einleitung.

Vom Ourang-Outang, dem zum Menschen kaum etwas mehr, als die Sprache, zu fehlen scheint, bis zum Mallikolesen, der nackt umherschleicht, und nur auf die Befriedigung des dringendsten thierischen Bedürfnißes denkt, und weder vom Aristoteles, dessen Geist mit Adlersschwingen zu fliegen schien, bis zu dem

niedrigsten Wesen einer höhern Geisterklasse, die etwa zunächst an den Menschen grenzen mag, kann der Abstand beinahe nicht größer seyn, als er zwischen dem Mallikolesen und Aristoteles ist. In der That, diese Verschiedenheit unter Geschöpfen, die zu einer Gattung gehören, erregt Erstaunen, und es ist gewiß mehr als eitle Neugierde, wenn man fragt: **woher dieser Unterschied?**

Eben dies fragte man, da eine genauere Bekanntschaft mit der bewohnten Erde auch in der Gestalt und Farbe eine so große Mannigfaltigkeit bey den Europäern, Asiaten, Afrikanern, Amerikanern und Inselbewohnern entdeckte. Einige Gelehrten gaben sich Mühe, durch anderweitige Beobachtungen und durch Vergleichung und Anwendung theoretischer Sätze davon Ursachen auszuspühren, die mit der ehrwürdigen Wahrheit: „Gott hat gemacht, daß von einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen„ sehr wohl bestehen konnten. Andere dagegen, die, ihre Unwissenheit zu bekennen, zu wenig Philosophie, aber desto mehr bösen Willen hatten, alles heilige anzutasten, waren schnell mit der Antwort bereit: "diese Wilden, diese Karaiben, Tonquinesen, Torgöts u. s. w. sind nicht Brüder von einander, und nicht Brüder von uns; sie sind

verschie-

verschiedene Gattungen von Geschöpfen, deren jegliche ihren eigenen Stammvater hatte. Gott, der das Rennthier in Lapland schuf, um das Moos dieser kalten Gegend zu verzehren, schuf auch den Lapländer daselbst, um dieses Rennthier zu essen.“

Das hieß denn freilich den Knoten, dessen Auflösung ihre Schwierigkeiten hatte, mit leichter Mühe zerhauen, und eben so unphilosophisch — unbiblisch will ich nicht sagen! — könnten wir die Frage: **woher die sittliche Verschiedenheit unter den Menschen?** damit beantworten, daß dieselbe von einem natürlichen Unterschiede der menschlichen Seelen herrühre. Mit Recht aber nennt **Kant** eine solche Antwort einen schlechten Behelf für den Philosophen, der die Kette der Natursachen nicht verlaßen darf, als da, wo er sie augenscheinlich an das unmittelbare Verhängniß geknüpfet sieht. *) Lasset uns daher diese Natursachen, welche jene Verschiedenheit in der Vollkommenheit menschlicher Seelen hervorbringen konnten, so weit verfolgen, als es ohne spitzfindige Spekulationen geschehen kann, und laßet uns zugleich davon die möglichst fruchtbaren Anwendungen auf unser Leben machen!

*) Philosoph für die Welt. 2ter Theil. S. 136.

Die Bestimmung des Grades von Thatkraft und der Fähigkeiten, welche der Schöpfer in jede Seele gelegt hat, ist, wo nicht völlig unmöglich, doch nach unsern jetzigen Begriffen von der Seelenlehre mit erstaunlichen Schwierigkeiten verknüpft. Denn alles, was mir mit Gewißheit von unserm Geiste sagen können, gründet sich am Ende auf Erscheinungen, die wir beobachten können, und diese Erscheinungen alle rühren nie von dem Geiste allein, sondern auch von dem mit ihm aufs innigste vereinigten Körper her. So lange wir also bei irgend einer Handlung der Seele nicht sagen können: so oder so viel ist davon ihr eigener Antheil, und so oder so viel gehört davon dem Körper zu, so lange werden wir noch viel weniger im Stande seyn, zu bestimmen, ob und wie viel die Seelen zweier Menschen, die wir itzt ganz verschieden denken, empfinden und handeln sehen, von Natur verschieden sind.

Zum Glück setzt uns die Unmöglichkeit dieser genauen Bestimmung nicht allzusehr in Verlegenheit, so lange wir dem Grunde jener Verschiedenheit auf andern Wegen nachspühren können. Angenommen — nicht ganz zugegeben — also, daß alle menschliche Seelen von Natur völlig gleich sind; so sind sie es doch gewiß nicht mehr, sobald sie mit diesen groben irdischen

dischen Körpern verknüpft sind, wenn diese Körper nicht ebenfalls in allen ihren Beschaffenheiten, als völlig gleich angenommen werden müssen: Und hier sind wir denn schon in einem Felde, wo uns die Erfahrung bey weitern Untersuchungen die Hand bieten kann.

Jedermann wird es eingestehen, daß das, was wir feines und starkes Gefühl nennen, von der Organisation des Körpers abhängt, und das es in einem grössern oder geringern Grade vorhanden seyn muß, je nachdem dieser schnell und stark, oder langsam und schwach, von jedem Eindruck erschüttert wird. Und welche merkwürdige Erscheinungen sehen wir nicht davon bei Kindern schon in denen Jahren, in welchen sie weder durch Zwang, noch durch Verstellungskunst verleitet werden, Gefühle zu lügen! Vor einigen Jahren hatte ich Gelegenheit, einen Knaben von etwa sechs Jahren, der einen äusserst schwächlichen Körper hatte, täglich zu beobachten. Alles, worauf ein anderes Kind in seinem Alter kaum gemerkt haben würde, erschütterte ihn mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit. Unter andern gab man ihm eines Tags eine Rose, die schon zu verblühen anfing. Kaum hatte er sie in die Hand genommen, als er sie unversehns, durch einen leisen Druck entblätterte. Mit niedergeschlagenen Augen sahe er die umhergestreu-

ten Blätter an, und sagte zur Mutter, indem Thränen ihm die Wangen herabflossen: „So schnell werde ich auch wol vergehen, Mama, wie diese Rose; ich habe sie nur ganz leise gedrückt.“

Und von einem ähnlichen Gefühle war ich noch vor wenigen Monaten ein Zeuge. Es erzählte jemand in einer Gesellschaft von einem Unglücklichen, der schon einige Jahre blind gewesen war, den aber seine Frau durch unabläßigen Fleiß, samt drei Kindern ernährt hatte. Die Frau ist vor etlichen Tagen gestorben, setzte er hinzu, und nun sind vier Groschen monatlich, die ein Wohlthäter herzugeben versprochen hat, alles, worauf die ganze Familie zu rechnen hat. Mehr bedurfte es nicht, um die Hand vieler Menschenfreunde, die gegenwärtig waren, zu öfnen. Aber stärker, als dieses theilnehmende thätige Mitleid, rührte mich ein kleiner vierjähriger Knabe, der hin zum Vater trat, und mit stotternder Zunge sagte: „Erzählen sie doch nicht mehr, Papa, von dem blinden Manne; mich friert so — indem er die Bewegung eines vor Frost zitternden machte, — wenn ich das höre, und ich kann auch meinen Zwieback nicht essen.“

Wenn man auch bey dem ersteren Knaben einwenden wollte, daß er vielleicht öfters die Vergleichung zwischen dem Menschen und einer hinfälligen Blume gehört haben könnte: so bewies

wies doch theils die Anwendung, die er davon auf sich machte, theils die Thräne, die er vergoß, hinlänglich, daß er nicht blos nachsprach, sondern fühlte. Bei dem letztern Kinde war die starke Empfindung um so viel merkwürdiger, da es den Mangel, aus eigner Erfahrung, nicht kannte, und da auch von dem Zustande des unglücklichen Blinden keine grausende, die blosse Sinnlichkeit erschütternde Beschreibung gemacht ward. Tausend andere Kinder würden unter den nämlichen Umständen ganz ungerührt geblieben seyn, nnd vielleicht eine andere Rose gefordert, oder ihren Zwieback ruhig gegessen haben. Diese Beiden aber hatten von Natur ein stärkeres und zarteres Gefühl, und wer ähnliche Beobachtungen sammlen will, dem werden sich Erscheinungen genug darbieten, die es bestätigen, daß nicht nur der Grad des Gefühls, sondern auch jeder andern Seelenkraft, schon in den frühsten Jahren bei den Kindern äusserst verschieden ist.

Ohne daher weiter zu fragen, welche Gründe zur Hervorbringung jener Verschiedenheit zusammenstimmen, bleibe ich jetzt bei der bloßen Erfahrung stehen, daß sie da ist. Daß sie auf die ganze nachmalige sittliche Beschaffenheit des Menschen aber einen höchst mächtigen Einfluß haben müsse, wird nur der ableugnen können, dem der Ursprung aller unserer Erkenntnisse aus Empfin-

dungen und der genau verkettete Zusammenhang zwischen allen unsern Begriffen und Gesinnungen unbekannt ist.

So groß indessen dieser natürliche Unterschied auch immer bei den verschiedenen Menschen angenommen werden mag: so ist er doch allein nicht hinreichend, um daraus die große Verschiedenheit unter den Menschen in ihrem reifen Alter zu erklären, und noch weniger reicht er hin, eine große Menge anderer Erscheinungen hervorzubringen, die wir täglich zu bemerken Gelegenheit haben! Denn wir sehen Jünglinge, die bei allen schönen und großen Anlagen Taugenichtse werden. Wir finden, daß ein stumpfer Kopf sich allmälig bis zu unserer Verwunderung entwickelt; daß fortgesetzte Uebungen Fertigkeiten hervorbringen, die uns blos deswegen nicht in Erstaunen setzen, weil sie uns schon gewöhnlich geworden sind; daß mit einem Worte, äußere Umstände und eigenes Bestreben, die die natürliche Kraft eines Menschen erwecken und erhöhen, oder abstumpfen und einschläfern, es sind, die den vornehmsten Antheil an der großen Verschiedenheit unter den Menschen haben, und diese alle begreife ich unter der sittlichen Bildung.

Es ist keine unserer körperlichen und geistigen Kräfte, die nicht durch die Bildung erhöht werden

den könnte; aber eine Kraft, die nicht wirklich in uns vorhanden ist, kann auch nicht durch die Bildung herbeigeschaft werden. Sie wird z. B. nie aus einem Ourang-Outang einen Mallikolesen, oder aus einem Aristoteles ein Wesen, das zu einer höhern Geisterklasse gehörte, schaffen; aber sie wird den Mallikosen vielleicht zu einem zweiten Aristoteles machen. Das ist es, was wir Perfektibilität (Vervollkomnungsfähigkeit) des Menschen nennen; und welch ein wichtiger Vorzug unseres Geschlechtes ist sie!

Kein anderes Geschöpf auf der Erde erhielt sie so aus den Händen des Schöpfers, wie wir. Dem mineralischen und vegetabilischen Reiche der Natur sind sehr bestimmte und enge Grenzen ihrer Entwickelung gesetzt. Die meisten Thiere, — so viel wir von ihrem Zustande urtheilen können — bleiben, was sie sind, einige wenige Geschlechter derselben bilden sich merklicher aus. Von dem Sandkorne an, bis hinauf zu uns, sind die Stuffen der immer höher steigenden Vollkommenheit sehr nahe aneinander gesetzt. Der Mensch allein hat ein unabsehbares Feld vor sich, das seiner Thätigkeit offen steht, und er hat Kräfte, dieses Feld auf so mannigfaltige Art zu bearbeiten. Die Pflanze verändert sich zwar; sie thut aber sehr wenig dazu aus eigner Kraft: sie wird gleichsam von ihrer Nahrung gesucht. Das

Thier thut schon mehr; es sucht wenigstens selbst seine Nahrung. Der Mensch sucht sie nicht blos, er kann sogar die Hervorbringung derselben als eine Folge seines Fleisses ansehen, und er ist sich dessen bewust!

Ich könnte diese Vorstellungen weiter verfolgen und umständlicher entwickeln, wenn ich nicht fürchtete, manchen Leser zu ermüden, der es nicht gewohnt ist, sich allzulange in einem Kreise abstrakter Begriffe herum zu drehen. Der Gegenstand ist indessen für jedes denkende Geschöpf so wichtig, daß ich in der Folge noch öfters eine Betrachtung an diese Reihe von Gedanken knüpfen werde. Itzt will ich blos die Nothwendigkeit und Wichtigkeit unserer sittlichen Bildung daraus folgern!

Ohnmöglich gab uns der Schöpfer alle diese mannigfaltigen Kräfte umsonst, und umsonst stellte er uns gewiß nicht in diesen glücklichen Standpunkt, von welchem wir unter uns die pyramidalförmige Stuffenfolge der Vollkommenheit und über uns eine unabsehbare Kette von herrlichern Welten sehen und die Größe unserer Bestimmungen für dieses Leben fühlen, und für das zukünftige ahnden können. Ohnmöglich pflanzte er umsonst das Gefühl von unserm Werthe in unsre Brust, und das Streben nach einem höheren Ziel. Es sollte uns dies eine Triebfeder

werden

werden zu grösserer Entwickelung unserer Kräfte, und dadurch zur Empfänglichkeit grösseren Glücks. Lasset uns also dann und wann eine ruhige Stunde dem Nachdenken über die Mittel unserer sittlichen Bildung, und über die Art, wie sie wächst und gehindert wird, widmen!

Alles, was darauf einen nähern oder entfernten Einfluß hat, herzurechnen, würde ein ungeheures Unternehmen seyn; ich werde daher nur das vorzüglichste berühren, wodurch unserm Geschmack, unserm Verstande und unserm Herzen, eine besondere Richtung gegeben, und jedes unserer Seelenvermögen entweder erhöht, oder niedergedrückt zu werden pflegt. Ich rechne dahin: Erziehung, eigenes Nachdenken, Erfahrungen, Umgang, Bücherlesen und Anhören mündlicher Vorträge, Reisen und Religion. Ueber dies alles will ich nach und nach einige Anmerkungen zum weitern Nachdenken mittheilen. Die jedesmalige Abhandlung wird ein Ganzes ausmachen, das nur im Allgemeinen sich auf diese vorläufige Betrachtungen bezieht.

Daraus werden sich dann sichre Bemerkungen über die Bildung einzelner Menschen ergeben. In Ansehung ganzer Nationen aber werden noch besondere Untersuchungen anzustellen seyn. Denn obgleich eine Nation nichts anders als die Summe vieler Einzelnen ist: so

verdie-

verdienen doch diejenigen Umstände unsere besondere Erwägung, die das ihrige beitragen, um eine gewisse Einerleiheit unter den Einzelnen zu bewirken, ohne welche Nationalgeschmack, Denkungsart und Charakter nicht gedenkbar wäre.

Die Freundschaft.

eine Allegorie.

In jenen fabelhaften Zeiten, da noch den Olymp Götter und Göttinnen bewohnten, that einst Merkur einen Flug durch die verschiedenen Gegenden der Erde, um das Beginnen der Menschen zu sehen. Alle Himmelsbewohner hatten sich, da er zurück kam, um ihn versammlet, seine Erzehlungen zu hören; denn lange hatten sie das Geschlecht der Sterblichen blos dem Schicksal überlassen, ohne nach den Begebenheiten der Erde auch nur aus Neugierde zu fragen. Itzt berichtete Merkur von allem, was ihm bemerkenswerth schien, und setzte endlich hinzu:

„Jenseit des Euphrats fand ich ein Volk, bei dem ich am längsten verweilte. Es lebt in reitzenden Haynen vom Ueberflusse, den ihre Heerden und Gärten ihnen darbieten. Mühsam ersonnene Gesetze und alte väterliche Sitten sind die

die Richtschnur ihrer Handlungen, und ihr letzter Zweck ist **Vergnügen**. Auf jedem Hügel des Hayns und in jeglichem Thale sind Tempel erbaut, in welchen Tausende opfern. Jede Tugend hat dort einen Altar; aber den meisten wird selten etwas mehr, als Weihrauch, gestreut. Wenn je ein Laster die Gegend zu betreten versucht, so wird es, sobald es öffentlich erscheint, mit Schimpf ausser den Grenzen gewiesen, und darf nie, ausser mit verändertem ausländischem Namen und verwandelter Gestalt, in einem glänzenden Gefolge zurückkehren."

„Noch kannte ich die Verfassung des Landes nicht anders, als aus dem, was ich während meines eilenden Flugs durch das ganze Gebiet bemerkt, und auf öffentlichen Seulen, die die Gesetze enthalten, gelesen hatte; bis ich mich einst in einen Haufen von Fröhlichen mischte, die einen Zug nach einer der schönsten Gegenden machten. Der größte, prächtigste Tempel, den ich noch im Hayn gesehen hatte, stand da in einem lachenden Thale, und Schaarenweis drang die Menge hinzu, um auf tausend Altären ihre Opfer zu bringen. Die Inschrift am Eingang war: **den Freuden der Gesellschaft geheiligt.**

„Eine Zeitlang stand ich am Thor, und sah die Kommenden an. Mit hüpfendem Schritt kamen **die Kinder der Freude**: der kleine ge-

fällige Scherz, die lächelnde Suade, die holde Vertraulichkeit und die Zufriedenheit mit ihrem Gefolge. Auf ihrem Gesichte war jugendlicher Reitz, und jede Mine verrieth ihre Mutter. Unter diese gemischt ging mit ernstem Schritte der Stolz, und ihm zur Seite trat mit lüsternen Blicken die Eitelkeit einher. Nach ihnen erschien eine Schaar von mancherlei geputzten und angenehmen Gestalten. Hätte ich nicht, als ein Bewohner des Olymps, die Gabe, durch jede irdische Hülle bis tief ins Innre zu blicken, gehabt; ich selbst wäre durch ihre Gewänder und Masken und durch ihren Anstand und äusseres Betragen getäuscht worden. Alle schienen sie andere zu seyn, als sie wirklich waren."

„Die gelbsüchtige Schmähsucht hatte sich gekleidet, wie die Wahrheit gekleidet zu seyn pflegt, wenn sie irgend unter einem Volke nicht nackt erscheinen darf. Ueber das Haupt hatte sie einen künstlichen Schleier gezogen, der jede hämische Mine und die schielenden Augen samt der seitwärts gedrehten Richtung des Halses verbarg. Ihr Gang war langsam und zierlich, daß selbst das Hinken der Füße kaum vom strengsten Bemerker entdeckt werden konnte; auch drengte sie sich gleich an der Vertraulichkeit Seite. Ihr Oheim, der Neid, und die Schadenfreude, ihre Base, hatten sich, wie sie, durch heimliche Künste unkennt-

sie unkenntlich gemacht. Sie wurden beide von der Neugierde begleitet, die den flatternden Blick bald aufwärts, bald niederwärts, bald wieder seitwärts und hinter sich wandte."

„Der Mißmuth, die Dummheit, der Geiz, die Schwatzhaftigkeit und andere mehr, erschienen in ihrer natürlichen Gestalt, doch hatten sie festliche Kleider gewählt; auch kam jähnend die Langeweile geschlichen, von ihren tödtlichen Feinden, den Spielen, verfolgt. Noch harrte ich am Eingang, ob nicht vielleicht mit den Tugenden, die itzund sich nahten, auch die Kinder der Musen sich vergesellschaften würden, und zu meiner Freude, hatte ich nicht vergebens gehoft."

„Endlich mischte ich mich in die versamleten Reihen. Die Opfer des Festes begannen. Rings um in dem Tempel wählten kleinere und grössere Haufen einen Altar, und buhlten um die Geschenke der Freude. Auf einem Throne in der Mitte des Tempels saß die Höflichkeit, deren Scepter von allen bereitwillig verehrt ward. Neben ihr stand der Zwang, der die Wollust und die Ausschweifungen, nebst der Bosheit und den übrigen Lastern, an leichten Ketten gefesselt hielt."

„Ihr selbst könnt euch leicht den Fortgang des Festes denken, wenn ihr die Verschiedenheit der

Ver-

Versamleten erwägt; und wenn es euch gefällt, so will ich einst euch beim Nektar einzelne Scenen schildern, von denen ich Augenzeuge war. Izt erlaubt mir, euch etwas zu erzählen, das meine ganze Aufmerksamkeit fesselte, und mich auch damals bald aus dem Tempel der Gesellschaft hinweg führte."

„Es war in der einen Ecke des Tempels eine Nische, mit einem Vorhang von Flohr, die hatte zur Inschrift: **der Vertraulichkeit geweiht.** Am Eingange stand mit lauschendem Ohre in einer nachläßigen Stellung die **Neugier.** Dorthin sah ich paarweis verschiedene Jünglinge und Männer und Mädchen und Frauen gehen. Es war leicht zu errathen, daß die Nische bestimt war, sich einander Geheimnisse zu entdecken. Ich war anfänglich nicht neugierig genug, um die Redenden zu behorchen. Bald aber ward ich aufmerksam gemacht, da ich sah, daß immer zwei oder drei entweder von einer Tugend, oder einem Kinde der Musen, oder von irgend einem andern Genius geführt, die grössern Kreise verliessen, und sich hinter den Vorhang stellten."

„Der **Muthwille** und die **Schmähsucht** führten die meisten. Oft hörte ich zwei unter Betheurungen sich ein Geheimniß vertraun, und sah sie beide bald darauf von andern dieselben Betheurungen fordern. Mehrere aber verliessen

nach

nach einer langen Unterredung die Nische und den Tempel der Gesellschaft, und gingen mit Freude im Blick, und fest in einander geschlungenen Händen einen steilen Hügel hinauf, wo sie unter einer alten von ihren Vorvätern gepflanzten Eiche sich den Eid der Treue schwuren."

Von da wandelten die meisten einen weiten, aber anmuthigen Weg zum Tempel der Freundschaft. Auf beiden Seiten des Wegs standen die Tempel der Tugenden, der Wollust, des Ruhms, der Verführung, der Liebe, der Weisheit und der Prüfung. Selten gingen die durch Treue verbundenen vor allen vorüber. Manche wurden durch Neigung, andere durch das Beispiel derer, die vor ihnen gingen, noch andere vom Leichtsinn in den einen oder den andern geleitet."

„Ich folgte etlichen nach in den Tempel der Tugenden und Weisheit. Hand in Hand gingen sie zu den Altären, und opferten mit seelenerhebender Freude. Einer ermunterte den andern zu größern, heiligern Opfern, und unterstützte ihn mit Rath und mit thätiger Hülfe. Freudiger, mit fester in einander verschlungenen Händen kehrten sie dann auf ihren Weg zurück, und eilten mit schnellen Schritten hin zum Tempel der Freundschaft."

„Einige begleitete ich auch in den Tempel des Ruhms. Nicht lange gingen sie da miteinander. Wenn etwa einer vom Genius des Tempels einen freundlichen Blick erhielt, oder wenn die Trompete, die sein Lob verkündigte, heller tönte; so flog er fast immer, als wenn er nicht seine sonstigen Gefährten bemerkte, vor ihnen hin, und vergaß die Eiche, wo er ihnen vor kurzem erst Treue schwur. Diese wurden dann schnell von dem Neid und der Verläumdung ergriffen, und in Gegenden geführt, wo sie plötzlich den Weg zu dem Hayne der Freundschaft aus den Augen verloren.“

„Auf ähnliche Weise ward der Bund der Treue zerrissen, wenn die Vereinten bey der Verführung, der Wollust und andern Lastern verweilten. Höchst selten wand sich einer aus den Armen dieser Glattzüngigen los, und dann sah ich ihn immer in die Einöden der Scham und der Reue entfliehen. Auch aus dem Tempel der schuldlosen Liebe kamen nur wenige Paarweise zurück. Viele tranken aus einem Becher, den ihnen am Eingang die Eifersucht reichte, und viele verloren bei den Tändeleyen der Liebe den Muth, sich den Beschwerlichkeiten der letztern Hälfte des Wegs zu unterziehen; denn nun ward die Bahn zum Tempel der Freundschaft mühsam zu wandeln.“

„Die Prüfung hatte da ihren Wohnsitz erwählt. Ein Sturm, oder lange anhaltender Regen nöthigte gemeiniglich die Wandelnden, einige Zeit in ihrem Vorhof zu harren. Dort sah ich noch Paare von Jünglingen und Mädchen sich trennen, die mir bis dahin in eins verschmolzen zu seyn schienen. Denn oft wurden sie da von einander entfernt, daß sie lange nicht das Vergnügen einer vertrauten Umarmung genossen. Oft ward plötzlich der eine von Gefahren umringt, und ihm beizuspringen fehlte dem andern der Muth, oder die Kraft. Oft ward auch dem einen durch irgend eine unsichtbare Macht das Gift des Mißtrauens eingehaucht, daß der andere, wenn er die Krankheit seines Gefährten bemerkte, und vergeblich ihn davon zu heilen versucht hatte, ihn traurig verließ. — Wenn aber auch hier der Bund, den sie nach ihrer Väter Art mit einander errichtet hatten, unverletzt blieb; dann gingen sie auf einem rosenbestreuten Pfade hin in das Heiligthum der geprüften Freundschaft.“

„Dieser Pallast könnte den Neid der Bewohner des Olympus verdienen, so einladend schön ist er, und so zauberisch reitzend für jedes edle Gefühl. Auch durchströhmt himmlische Wonne den Busen der Freunde, wenn sie zum erstenmal von der segnenden Göttin mit diesem Namen be-

willkommt werden. Nirgends herrscht verschwenderische Pracht; denn unter denen, die ihre Geschenke zum Andenken an die Pfeiler hängen, sind selten nur Reichen und Mächtigen der Erde, und überhaupt vollenden wenige nur den Weg bis hin zu dem Tempel. Ich war nur einmal ein Zeuge dieser Scene; denn von den Tausenden, die ich alle den Weg dorthin antreten sahe, wurden nur zwei wirklich geweiht. Die übrigen mißbrauchten zwar den Namen des Freundes; aber sie trennten sich fast alle schon, ehe sie den Tempel der Prüfung erreichten."

„Diese zwei, deren Einweihung ich sah, hatte ich schon längst mit aufmerksamen Blicke verfolgt, wenn sie den Tugenden Opfer brachten. Ihre Seele war rein von jeder niedern Begierde, ihr Herz voll männlichen Muths, jeglicher Gefahr zu trotzen, die nach dem Schluß des Schicksals ihrer warten könnte. Mit heiligem Schauder knieten sie hin zum Altar der Eiche, und ein sanfter säuselnder Wind, der über sie hin die Blätter bewegte, schien ihnen die Gegenwart des Geistes von einem ihrer Vorväter zu verkündigen. Schwer und anhaltend waren die Prüfungen, denen sie unter worfen wurden; aber ihre Treue war stärker und anhaltender noch, und wuchs durch jegliches Hinderniß, das ihnen den Weg bis dahin erschwerte. Die Kinder der

Musen

Musen hatten sie immer begleitet, und ihnen manche Stunde durch ihre Spiele versüßt. Jetzt umringten sie sie auch bei dem Eintritt in den Tempel.“

„Holde, gefällige Nymphen waren, sie zu empfangen, bereit. Eine derselben reichte ihnen einen Becher und sprach: „Seyd uns willkom„men, ihr Edlen, die Göttin des Tempels reicht „euch den Cranz, der unverwelklich um eure „Schläfe blühen wird. Trinkt diesen Becher der „Freuden der Freundschaft, und fühlt euch durch „ihn mit grösserer Wonne getränkt, als je auf „dem lachendsten Pfade dieses Leben der einsame „Wanderer zu fühlen vermag. Bietet, ferner „einander die Hand, wenn eure Bahn durch un„wegsame Gegenden euch führt. Theilet jegli„ches Glück, das euch das Schicksal darbeut, „und glaubt es, die kleinste Freude wird dann „euch doppelt erwünscht und doppelt angenehm „seyn. Heitrer wird der Frühling euch blühn, „wenn ihr Hand in Hand durch seine Blumen„thäler wandelt; süßeren Lohn wird jede edle „männliche That über eure Herzen ausgiessen, „wenn ihr sie gemeinschaftlich vollbringt. Schnel„ler werden die Tage euch verschwinden und „selbst der nahende Abend eures Lebens wird euch „weniger fürchterlich seyn. Denn süß ist die

„Ruhe nach einem Tage, der schuldlos und zum „Besten der Menschen verlebt ward.

„Sie nahmen den Becher und tranken, und Thränen der Freude wallten die glühenden Wangen herab. Eine stumme zärtliche Umarmung sagte mehr, als lange künstliche Reden es können, von den Gefühlen ihrer Herzen. Theilnehmende Freude herrschte in den Blicken der Nymphen des Tempels und der übrigen Opfernden. Ich selbst, beim Stix! konnte mich länger nicht halten, ich trat hinzu, bot jedem die Hand und versprach, für sie im Olympus zu sprechen. Sagt, konnte ich weniger thun; und sind nicht Sterbliche, wie diese, des Beifalls jegliches Unsterblichen werth? “

Werth, antwortete Zevs, daß meine Rechte sie schützt! — —

Und werth, riefen einmüthig die Unsterblichen alle, daß einst, wenn die Parce den Faden ihres Lebens zerreißt, auch in Elysium noch innige Freundschaft ihre endlosen Freuden versüßt!

Briefe eines Reisenden über Polen, vornehmlich über den Distrikt an der Netze.

Bromberg, den 5ten Sept. 1779.

„Bromberg?“ Ja, ja ganz recht! Bromberg heißt die Stadt, in der ich mich itzt, seit dem 5ten dieses Monats, aufhalte; ohnerachtet Sie mich in Danzig oder Stettin, oder was weis ich, wo? vermuthen, und was noch mehr ist; ohnerachtet ich selbst, heute vor vier Wochen, alles in der Welt verwettet hätte, daß ich niemals diese Gegend sehen würde! Aber erzählen muß ich Ihnen, wie ich hieher gekommen bin.

Denselben Tag, da ich meinen letzten Brief an Sie abschickte, reiste auch ein Mann von Danzig ab, dessen Umgang mir meinen dasigen Aufenthalt sehr angenehm machte, und von dem ich Ihnen blos deswegen nichts schrieb, weil ich Ihnen recht viel von ihm erzählen wollte. Ich hatte ihn etwa eine Meile begleitet und kam spät zurück in den Gasthof. Mein Bedienter nimmt mir das Pferd ab, ich bestelle mir Abendessen und gehe auf mein Zimmer. Meiner Gewohnheit gemäß, wenn mir so etwas durch den Kopf geht,

will ich die Flöte blasen. Die Flöte ist nicht da, und weil ich denke, ich habe sie in den Koffer gelegt; so will ich mir nicht erst die Mühe geben, den auf zu schliessen; sondern gehe, in Gedanken vertieft, etlichemal auf und ab. Unterdessen höre ich in einem Zimmer neben dem meinigen ein Solo blasen, das ich eben erst ein paar Tage vorher gekauft hatte. Ich stutzte gleich beim ersten Takt, sehe mich nach meinem Solo um, es ist nicht da. Die Flöte schweigt. Ich suche jeden Winkel meiner Stube durch und schliesse endlich den Koffer auf, auch da ist nicht Flöte, nicht Solo. Das Ding wird mir räthselhaft, ich rufe die Aufwärterin; ehe die kommt, erscheint ein Fremder, im Schlafrock, die eine Hand mit einem Tuche vor dem Gesicht, in der andern meine Flöte und Noten. Ich sehe ihn an, ohne zu wissen, wie ich ihn anreden soll, bis er die Hand wegnimmt und mir in die Arme fällt. Denken Sie sich meine Freude; es war S** der liebe, trefliche S**, dessen Bild unter meinem Spiegel hängt. Die Erscheinung eines Gespenstes, so gern ich auch einmal eins sähe, würde mir doch schwerlich mehr Schreck und Freude machen, als mir das Wiedersehen, das so unerwartete Wiedersehen eines Freundes machte, der nun seit neun Jahren für mich so gut, als todt, gewesen war.

Das übrige mögen Sie Sich selbst hinzu denken, wenn ich noch sage, daß S** nach Danzig gekommen war, um von dort seine Mutter zu seiner Hochzeit abzuholen. Alle Schwierigkeiten, die ein so weiter Umweg für mich haben muste, wurden mir federleicht demonstrirt. Die Mutter kam den folgenden Tag und sogleich traten wir unsern Zug nach Bromberg an.

Daß ich hier vergnügt gewesen bin, und es auch ohne die Hochzeit und ohne irgend einen andern Menschen seyn würde, werden Sie schon von selbst vermuthen; wenn Sie Sich erinnern, wie sehr ich darüber gejammert habe, daß ich von S** keine Nachricht bekam, seit er mir geschrieben hatte, daß er im Preußischen eine Stelle zu bekommen hofte. Doch ich würde ungerecht seyn, wenn ich nicht bekennen sollte, daß ich auch ausser der Familie meines Freundes manche Freude des Umgangs genossen habe. Was ich immer als einen Vorzug einer mittelmäßigen Stadt gepriesen habe, finde ich auch hier, daß sich die wenigen guten Häuser fester aneinander schließen, weil sie sich nothwendiger werden, als in einem großen Orte. Vornehmlich gilt das von den Familien, die sich erst seit kurzem hier niedergelassen haben; und die alten Einwohner sind zum Theil schon auf ihren Ton gestimmt. Die junge S** selbst ist eine Eingeborne und kann

zu einem Beweise dienen, daß auch bei einer geringen Gelegenheit zur Ausbildung, natürlicher Verstand und ein gutes Herz ein Frauenzimmer außerordentlich liebenswürdig machen.

Wenigstens, daß es mir hier wohl geht, werden Sie schon daraus schliessen, daß ich bereits drei Wochen hier bin, und bis jetzt weder Tag noch Stunde meiner Abreise zu bestimmen Lust habe. Damit Sie indessen nicht glauben, daß ich meine ganze Zeit mit Müßiggang oder Vergnügungen zubringe: so will ich Ihnen Rechenschaft von meiner vornehmsten Beschäftigung geben, die darin besteht, daß ich mich mit der hiesigen Landesverfassung so bekannt, als möglich zu machen suche. Meine Nachrichten, hoffe ich, werden Ihnen nicht ganz unangenehm seyn; da, meines Wissens, noch wenig von dieser Gegend bekannt ist. Denn, wenn ein Reisender nicht, wie ich, durch irgend ein Ohngefehr hieher geschlendert wird: so hütet er sich gewiß vor dieser Wüste, zu der keine, als rauhe Wege, führen.

Wenn ich Ihnen etwas vollständiges liefern wollte; so müßte ich anfangen: „Bromberg ist die Hauptstadt in dem so genannten Distrikt an der Netze, der seit sieben Jahren unter Preussischer Hoheit steht und sin so zum Königreiche Polen gehörte. Die Einwohner sprechen polnisch,

nisch, und leben noch grösstentheils nach ihrer alten Landesart ꝛc.„ Allein ich setze voraus, daß Sie Sich der Zeitungsnachrichten, seit etlichen Jahren, erinnern, und allenfalls dann und wann eine neue Charte von Polen zur Hand nehmen, wenn Ihnen in meinem Berichte etwas merkwürdiges unverständlich bleibt. Vielleicht hole ich auch manches in einem meiner folgenden Briefe nach.

Das vornehmste Augenmerk des Königs von Preußen, in Absicht auf diesen Distrikt, seitdem derselbe ihm gehört, ist dahin gegangen, die Einwohner aus der Barbarei und dem Elende zu reissen, worin sie so unglaublich tief gesunken waren. Bis itzt aber möchte der Fremde, der blos durch diese Gegenden reiset, schwerlich auf die Vermuthung kommen, daß irgend etwas in dieser Absicht geschehen sey; so wenig haben immer noch die kräftigsten Maaßregeln gefruchtet. Die unpartheyischen Eingebornen geben es zu, daß der König sehr viel zu ihrem Besten gethan hat; aber — setzen sie mit Achselzucken hinzu, — wir liegen an einer Krankheit darnieder, die eine langwierige Cur erfordert.“

Stellen Sie sich ein Land vor, das an und für sich fruchtbar genug ist, um eine beträchtliche Anzahl glücklicher Menschen zu ernähren, in welchem aber fast alles zusammenstimmt, die Thä-

tigkeit der Einwohner zu ersticken, die Bevölkerung zu verhindern und den Fortgang der weisesten Einrichtungen zu hemmen; so haben Sie das Bild dieses Landes, da es von dem Königreiche getrennt ward; und nun fragen Sie, warum geht es mit der Aufnahme desselben so langsam?

In wenigen Gegenden in Europa wird man den Geldumlauf so sparsam finden, als hier; und darin setze ich einen der ersten Gründe, warum Städte und Dörfer in den Verfall kommen musten, in welchem sie, seit so vielen Jahren, gewesen sind. Der Pole hat äußerst wenige Bedürfnisse, insonderheit hat der Landmann derselben nicht viel mehrere, als unsere Hausthiere. Seine Nahrung ist höchst einfach und er genießt nie etwas, das ihm nicht auf seinem Felde zuwüchse, ausgenommen den Brandwein, der von seinem Korne fast in jedem Dorfe gebrannt wird.

Seine Kleidung ist äußerst elend. Sie kostet ihm selten, wenn er sie neu anschaft, Hut und Stiefeln mitgerechnet, über zwei bis drei Thaler, und ist kaum vier Gulden *) werth. Der Geschmack, der vor kurzem in Frankreich Mode geworden ist, seine Kleider ganz uni zu tragen, herrscht bei dem polnischen Landmanne vorlängst. Er

*) Der Gulden gilt bekannter Maaßen in Polen nur vier Groschen.

Er trägt seinen Wams, Hosen und einen langen Kittel, alles aus einem Zeuge — solcher Leinwand, von welcher unsre Bauren ihre Futtersäcke machen. Ausgebessert wird an diesem Staate nicht eher etwas, als bis dem armen Manne die Bremsen die Haut stechen. Die Wohlhabendsten zeichnen sich indessen dadurch aus, daß sie Winter und Sommer einen langen Schafpelz tragen, der ein Jahrhundert hindurch vom Vater auf Kinder und Kindeskinder forterbt.

Alles Geräthe, dessen sich der Landmann bedient, ist äusserst einfach, und das meiste verfertigt er selbst. Wenn Sie so einen Wagen sähen; so würden Sie Sich versucht finden, zu glauben, Cooke hätte ihn aus Otaheite, der Seltenheit wegen, mitgebracht. Nicht ein Stückchen Eisen finden Sie an der ganzen Maschine. Zusammengedrehtes Bast und junge Weidenzweige vertreten die Stelle der Riemen und Stränge. Statt eines Sattels bedient sich der arme Mann zusammengelegter zerrissener Säcke, und statt des Zaums nimmt er ein selbstgedrehtes Strick, an dessen beiden Enden ein kleines rundes Holz gebunden, das Gebiß abgiebt. Oft läßt er auch dies Holz weg und nimmt dem Pferde das bloße Strick durchs Maul. Samson *) könnte

*) Ein berühmter englischer Bereiter, der vor ein paar Jahren in den meisten großen Städten Deutschlands halsbrechende Kunststücke für Geld sehen ließ.

könnte bei einem solchen Reiter in die Schule gehen.

Sein Haus baut sich der Bauer selbst, und Sie können sichs vorstellen, daß es nicht viel prächtiger, als der erste Pallast, den sich Romulus erbaute, ausfallen kann. Er setzt an jede der vier Ecken des Gebäudes einen, und wo der Eingang seyn soll, zwei Pfäle in die Erde, macht die Wände von übereinandergelegten Baumstämmen, füllt die etwanigen Zwischenräume mit Werg oder Moos aus, und macht an einer Seite ein rundes oder viereckes Loch, durch welches das Licht in die inwendige Höle, welche Küche, Speisezimmer, Schlaf- Kinder- und Gesinde-Stube zugleich ist, fallen kann. Der Ochsen- und Pferdestall ist von dem Hause oft nur durch einen Zaun getrennt. Wird ein Kalb oder Schaf krank, so nimmt es der Wirth zu sich in sein Wohnzimmer, welches über dies schon gewöhnlich von Gänsen und Ferkeln mit ihm getheilt wird. Mit einem Worte, der polnische Landmann hat vor dem rohen, umherschweifenden Araber nichts voraus, als daß er in feststehenden Dörfern wohnt. Er ist zufrieden, wenn er das gröbste Brod, Milch, Buchweitzen und Knödeln *) hat. Kann er gar dann und wann am

*) Eine höchst ungesunde Speise! Es wird aus Mehl und Wasser ein Teig gemacht, kleine Kugeln oder

am Festtage soviel Brandwein bezahlen, als er trinkt; so ist er über alle Maaßen glücklich.

Eben deswegen, weil er so wenig gebraucht, ist er äußerst träge. Es fehlt ihm an Triebfedern, die seine Kräfte in Bewegung setzen. So bald der Mensch sich blos auf die nöthigen Bedürfnisse einschränkt, so wird er sich auch nach und nach immer mehr zu entbehren gewöhnen, und am Ende die Mühe scheuen, selbst für das allernothwendigste zu sorgen. Darin, dünkt mich, liegt der Grund, warum selbst der Ackerbau, der wichtigste Nahrungszweig des Volkes, so höchst elend getrieben wird. Jemehr der Bauer die Mühe scheut, desto saurer werden ihm alle seine Verrichtungen. Aus Faulheit sorgt er nicht für die Reinlichkeit und Fütterung des Viehs und dadurch wird dies mager und bleibt klein. Will er es nun zur Bestellung des Ackers oder zu Fuhren gebrauchen: so kann er kaum in drei Tagen so viel damit thun, als er in einem damit verrichten würde, wenn es in einem bessern Zustande wäre. Hätte er sich gewöhnt, nicht blos zu arbeiten, wenn der drückendste Mangel ihn nagt; sondern auch allenfalls auf einige Annehmlichkeiten des Lebens zu denken: so würde er auch nach und nach auf den Einfall kommen, etwas für fol-

längliche Stücke daraus geformt, gedörrt und zu allen Tageszeiten gegessen.

folgende Zeiten zu ersparen. So aber sorgt er nur immer für sein tägliches Brod in der eigentlichsten Bedeutung des Worts, und ist unbesorgt für die Zukunft. Läßt der Himmel sein Vieh sterben und seine Saaten verhageln: so ißt er Wurzeln und — stiehlt.

Bei so bewandten Umständen können Sie von selbst abnehmen, daß der Geldumlauf in dem Lande äusserst geringe seyn muß und es kommt noch ein anderer Grund hinzu, der denselben völlig hindert. Dies ist der Judenhandel, der mit dem Tauschhandel in Indien die größte Aehnlichkeit hat. In den meisten Gegenden von Polen spielt der Jude, auf dem platten Lande, den Gelehrten, den Arzt, den Kaufmann, den Künstler, den Profeßionisten und — den Juden. Er backt Brod, schlachtet Vieh, macht Kleider, brennt Brandwein, giebt Medicin und läßt zur Ader.

Fast alles, was der Pole bedarf, erhält er aus den Händen eines Beschnittenen. Die Frau des unwissenden Landmanns, würde für einige gelbe Corallenschnürchen, wenn sie es hätte, ganze Hände voll Gold geben. Sie liebt den Putz so gut, als andre Europäische Damen, und erhält alle Herrlichkeiten, die ihr Herz wünscht: Nadeln, Bänder, Corallen, Tücher, Schnallen und rothe Strümpfe. Der Jude ist dagegen

mit der Kleinigkeit von einigen Steinen Wolle, und etlichen Dutzenden Fellchen zufrieden.

Brächte der Pole seine erzielten Produkte selbst in die Stadt; so würde ihm der Kirschner, der Lohgerber und Kaufmann den wahren Werth der Felle und der Wolle geben. Er würde fünfmal so viel dafür bekommen, als er nun vom Juden erhält. Das gelöste Geld würde ihn in den Stand setzen, seine Wirthschaft zu verbessern, wenn er auch jedesmal einen Theil desselben zurück ließe, um seiner Frau Band, Tücher, Corallen und rothe Strümpfe zu kaufen. Jetzt aber ist dieser Tand die einzige Münze für den Schweiß seiner Arbeit; und nicht einmal der vergrösserte Reitz seiner Gattin oder Tochter hält ihn dafür schadlos, da gegen das neue Band die traurige Beschaffenheit der Lumpen, die ihren übrigen Staat ausmachen, nur noch mehr absticht.

Der Judenhandel, wie er in Polen betrieben wird, ist überdies nicht blos dem Landmann, sondern auch dem Städter äusserst verderblich. Allenthalben, wo ich sonst gereist bin, habe ich kleine Städte gefunden, die von den Dörfern, welche um sie her im Kreise liegen, ihre Nahrung haben. Etliche hundert Thaler sind da fast jegliche Woche einmal wechselsweise in der Hand des Bürgers und des Bauers. — Hier hebt die Ju-

denschaft schlechterdings die Verbindung zwischen dem Städter und Landman auf, und hat selbst den Handel mit den Deutschen fast gänzlich an sich gerissen.

Dem Bürger bleibt nichts übrig, als daß er selbst den Acker baut und auch die Früchte seines Fleisses dem ebräischen Wucherer überläßt. Profeßionisten giebt es wenige, und Fabriken gar nicht. Der Holzhandel ist fast der einzige Nahrungszweig, der dem Bürger ausser dem Ackerbau übrig bleibt. — Daher die traurige Gestalt der Städte! Sie sind größtentheils ungepflastert, keine einzige ist völlig mit einer Mauer umgeben. Die Gebäude sind fast gänzlich, wie auf den Dörfern, von Holz zusammengesetzt, mit Schindeln gedeckt und verfallen. Unter der polnischen Regierung ist die Unreinlichkeit so groß gewesen, daß man vier bis acht Fuß unter dem Kothe die alten Steinpflaster vorgefunden hat.

Haben Sie, nach dieser Schilderung, Lust, ein hiesiger Bürger zu werden? — Was mich betrift, jetzt würde ich nicht unglücklich seyn, wenn ich zeitlebens in Bromberg bleiben müste; denn der König von Preußen hat das Land, worüber er gebietet, schon um ein beträchtliches umgeschaffen, und wird es gewiß je länger je mehr von seinem polnischen Ansehen säubern. Davon in einem meiner nächsten Brie-

se

se umständlicher! Für heute, leben Sie wohl u. s. w.

Bromberg, den 20sten September.

Ehe Sie sich einen vollständigen Begrif von der itzigen Verfassung dieses Landes machen können, muß ich Ihnen noch eine ausführlichere Nachricht von dem sonstigen Zustande desselben geben; denn was mein letzter Brief enthielt, war gleichsam nur die Oberfläche, die jedem flüchtigen Beobachter sogleich in die Augen leuchtet. Ich habe seit der Zeit viele Unterredungen darüber gehabt, und manche Streiferei in die umliegende Gegend gethan, um mich durch den Augenschein von Dingen zu überführen, deren Erzählung mir unglaublich schien.

Ich habe mir Mühe gegeben, die eigentliche Anzahl der Einwohner, welche der Destrikt an der Netze faßt, genau zu erfahren. Noch kann ich Ihnen nichts mit Gewißheit davon sagen. So viel können Sie indessen von selbst abnehmen, daß ein Land, wie Sie es nun kennen, ohnmöglich sehr bevölkert seyn kann. Es ist ein Vortheil des Luxus, so unzufrieden ich auch sonst mit demselben bin, daß er ungleich mehr Hände beschäftigt, als der Ackerbau. Eine einzige Manufak-

tur würde allen Einwohnern einer ganzen hiesigen Stadt Arbeit geben können. Mich dünkt daher, daß der Schluß, von dem Mangel an Betriebsamkeit in mannigfaltigen Geschäften auf eine geringe Anzahl von Einwohnern, sicher ist. Noch sichrer aber schließe ich eine verhältnißmäßig geringe Bevölkerung aus den beträchtlichen Gegenden, die ganz wüste liegen, und die doch ehedem angebaut gewesen sind.

Ich habe mitten in verjahrten Wäldern die deutlichsten Spuren von ehemahligen Bewohnern gefunden. Zwischen den Bäumen sind noch verfallene Graben und Ackerbeete zu sehen. Hie und da sind Rudera von Begräbnißplätzen, Vorwerken und Dörfern, und überall giebt es noch Merkmale; daß ehedem dort Menschen wohnten, wo jetzt selbst das Wild sparsam fortkommt, weil es die Wölfe fressen.

Ohnstreitig waren es die Kriege unter den schwedischen Eroberern, die diese Gegenden entvölkerten. Bromberg selbst ward damals beschossen und mit vielen andern Oertern niedergebrannt. Die Bewohner des platten Landes mußten Kriegsfuhren thun und wurden fortgeschleppt, die Schanzen zu graben, von denen man die Spuren noch bis auf den heutigen Tag hier und bei Fordon herum erblickt. Das Land lag unterdessen unbebaut, und wenn die Eigner, die

das Ungemach nicht aufgerieben hatte, wieder zurück von ihrer beschwerlichen Arbeit kamen: so fanden sie ihre Häuser geplündert oder verheert. Ihre Weiber und Kinder waren zerstreut und zum Theil durch den Muthwillen und das Schwerdt der Feinde umgekommen. Mahlen Sie sich, wenn Sie wollen, diese Scene weiter aus, die ich ohne Grausen nicht denken kann.

Freilich empfanden damals auch andere Länder eben diese Geissel des Kriegs und sind doch itzt wieder im Flor. Welches andere Land ist aber auch mit einem Staate zu vergleichen, in welchem eine höchst verworrene Idee von Freiheit, und die über alle Maaßen widersinnigen Vorrechte des Adels von jeher so schreckliche Verwüstungen veranlaßt haben? Wenn die Brandenburgischen Länder zum Beispiel in einer kurzen Reihe von Jahren, die Schwedischen Unruhen vergessen konnten; so war das eine glückliche Folge von dem Eifer, mit welchem, seit Friedrich Wilhelm dem Großen, die Regenten für das Beste ihrer Unterthanen sorgten. Wenn aber Polen mit eben diesen Ländern in seiner Aufnahme gleichen Schritt gehalten hätte; so würde dies ohne eine Art von Wunderwerk nicht zu erklären seyn. Der weiseste und menschenfreundlichste König konnte nicht viel mehr thun, als den elenden Zustand seiner Länder bejammern und ihren

Wohlstand wünschen. Ihn zu befördern, dazu waren ihm die Hände zu sehr gebunden. Und gesetzt, er hätte selbst anscheinende Unmöglichkeiten besiegt: was würde es geholfen haben? Bei dem ersten besten Reichstage hätte ein Nie Maß Zgoda *) zur Veranlassung gedient, daß sich unruhige Köpfe zusammengerottet und in kurzer Zeit Einrichtungen vernichtet hätten, die ein Menschenalter hindurch keimen musten, ehe sie sichtbare Früchte tragen konnten.

Die Confoderationen, die von den Jahren 1766, besonders von 1768 bis 1773 hin, gewütet haben, wären im Stande gewesen, das blühendste Land zu Grunde zu richten. Stellen Sie sich nun selbst die Folgen vor, die sie für ein Reich gehabt haben müssen, welches vorher schon an unheil-

*) Bei einem Reichstage in Polen wird bekannter Maaßen, wenn in Staatssachen ein Schluß gefaßt werden soll, eine allgemeine Einwilligung gefordert. Die wenigen Worte eines einzigen Reichstagsmannes: Nie Maß Zgoda d. i. Nicht zufrieden, oder: Nie Pozwallam d. i. Ich erlaube es nicht, haben die Wunderkraft, die von allen andern genehmigten Schlüße ungültig zu machen. Der Reichstag kann dadnrch zerrissen werden, und die nächste Folge davon sind Confoderationen und innerliche Kriege, die, wie alle Bürgerkriege, schrecklichere Verwüstungen anzurichten pflegen, als irgend eine fremde feindliche Macht es thun würde.

unheilbaren Uebeln krankte! Ich habe mir von einigen Leuten, die beständige Zuschauer auf diesem Theater der Wuth und des unmenschlichsten Wahnsinns gewesen sind, Geschichten erzählen lassen, die die Seele des Fühllosesten erschüttern würden. Ich mag sie Ihnen nicht wiederholen, es erhellet wenigstens aus dem, was ich gesagt habe, zur Genüge, daß bei den vielen äußerlichen und innerlichen Kriegen, die dieses Reich heimgesucht haben, die große Entblößung von Einwohnern nicht ausbleiben konnte.

Es kamen überdies noch andere Entvölkerungsmittel hinzu, die zwar nicht so gewaltsam die Menschen hinraften, aber doch unvermerkt eine beträchtliche Anzahl derselben fraßen. Die schlechte Bauart der Städte und Dörfer, Nationalkrankheiten, üble Justizverwaltung und die Menge von Klöstern sind die vornehmsten derselben, über welche ich noch einige Bemerkungen machen will.

Nicht nur die Wände der Bauerhäuser sind, wie ich Ihnen schon letzhin erzählt habe, von Holz; sondern auch die Schornsteine und selbst viele von solchen Gebäuden, wo ein starkes Feuer unterhalten wird, die Brauhäuser u. s. w. Natürlicher Weise ist dabei eine beständige Feuersgefahr, und doch wird von Seiten der Regierung wenig oder gar nichts gethan, um die-

se Leichtigkeit der Feuersbrünste, oder ihre gefährlichen Folgen, zu verhindern. Der Bauer, der kein Feuerzeug hat, unterhält ein beständiges unter der Asche glimmendes Feuer, oder holt von seinem Nachbar über die Straße einen Brand, und wenn er die Nacht in seinen Stall geht, zündet er ein Kiehn an, um sich damit zu leuchten; ohne daran zu denken, daß der erste niederfallende Funke ihn unglücklich machen kann. Entsteht Feuer, so ist die Unordnung, wegen der zahlreichen Familie, die bei einander wohnt, zu groß, als daß etwas gerettet werden könnte. Oeffentliche Anstalten zum Löschen sind nicht da; der geringste Wind wehet die Flammen von einem Dache zum andern, und so brennt nicht selten in wenigen Stunden ein ganzes Dorf weg. Feuersocietäten und andere Anstalten, den Verunglückten wieder aufzuhelfen, mangeln, es bleibt ihnen also nichts übrig, als ihre Brandstellen zu verlassen, und auf irgend eine Art ihr kümmerliches Leben hinzubringen. Trift das Unglück einen Mann, der etwas über fünf Fuß mißt: so wird er Soldat bei den Russen oder Deutschen. Ist er dazu nicht groß genug; so vermiethet er sich, oder stiehlt, und bringt sein Leben so lange in einer beständigen Flucht zu, bis er es gewaltsam verliert.

Die Nationalkrankheiten sind größtentheils eine Folge von der landsüblichen Unreinlichkeit, und von der unordentlichen Lebensart überhaupt. Immer in Gesellschaft von Thieren zu seyn, die nicht so reinlich sind, wie die Schoshündchen, kann keine andere, als die nachtheilichsten Folgen für die Gesundheit der armen Menschen haben, und an persönliche Reinlichkeit ist dabei gar nicht zu gedenken. Daher entstehen denn faule Fieber und andere Krankheiten, deren Namen schon Ekel erregt. Freilich kann der Pole alles dies weit länger ertragen, als der Deutsche, weil er daran gewöhnt ist; er bestürmt aber auch noch auf andere Arten seine Gesundheit. Zu jeder Tageszeit ißt er Knödeln, die nur der hitzigste Magen verdauen kann, und liebt über alle Maaßen den Brandwein. Zu seinem Glück kann er ihn nicht immer bezahlen, dafür trinkt er aber auch, wenn er etliche Groschen hat, für alle die Tage nach, die er, ohne zu trinken, arbeiten muste. Wird er heftig krank, so bedient er sich sogenannter Hausmittel, die bei einem Deutschen den unmittelbaren Tod nach sich ziehen würden. Wollen auch diese nicht helfen: so wird ein Jude geholt, der gewöhnlich die Cur, die Krankheit mag seyn, welche sie wolle, mit einem Aderlaß anfängt. — Wahrlich es erregt Erbarmen, wenn man bedenkt, wie Gottes edelstes

Geschöpf auf Erden so hingewürgt wird! Der Jude kauft in Leipzig und Frankfurt allerlei Arzneien und kleine Gebrauchzettel dazu. Nun giebt er ein, ohne die Kennzeichen der Krankheit zu wissen und ohne sich um den Erfolg seiner Quacksalberei zu bekümmern. Hat er etwa die Medicinflaschen und Gebrauchzettel mit einander verwechselt, so giebt er in seiner Unwissenheit ein verkehrtes Mittel; ist ihm aber die Arznei ausgegangen, zu der ein Zettel gehört, auf welchem die Krankheit, zu der er gerufen wird, genannt ist: so giebt er, was er sonst hat, nicht aus Bosheit; sondern um nicht die Gelegenheit, etwas zu verdienen, fahren zu lassen. Auf diese Art werden durch die Pfuscherei des Juden mehr Menschen hingeopfert, als hülflos an ihren Krankheiten sterben würden. Und hundert unglückliche Curen sind nicht im Stande, das Zutrauen zu den Juden bei dem gemeinen Manne zu schwächen, weil er einen gedruckten Gebrauchzettel vorweist. Geschickte Aerzte und Wundärzte können sich nicht in den kleinen Städten und auf dem Lande niederlassen, weil sie nicht, wie der Jude, statt der Bezahlung ländliche Produkte annehmen, und damit wieder handeln könnten.

Die üble Pflege der polnischen Justiz ist nicht nur Schuld an dem Elend so vieler Menschen, so lange sie im Lande sind; sondern vertreibt auch

eine große Anzahl der Einwohner, die sich gut und mühsam nähren würden. Der Edelmann ist der unumschränkte Herr eines jeglichen Bauers, der in seinem Dorfe wohnt. Der arme Mann arbeitet nicht für sich, sondern für seinen tyrannischen Herrn, der weit entfernt ist, ihn und sich für Geschöpfe von einerlei Art zu halten. Die beständige Sklaverei, in der er lebt, macht ihm das Leben gleichgültiger, erstickt in ihm jeden Trieb der Thätigkeit und macht ihn tückisch. Wird er eines Verbrechens beschuldigt, so geschieht die Untersuchung meistentheils mündlich; der erste beste niederträchtige Kerl vertritt gegen zwei Maaß Brandwein die Stelle des Henkers; und wenn man ja gewissenhaft handeln will, so wird die Sentenz auf ein Blatt Papier geschrieben und ad acta gelegt. Kommt der arme Sünder mit dem Leben davon, so scheut er eine grausame Strafe, und sucht zu entkommen. Meistentheils flieht er aber schon mit Weib und Kind, ehe er zur Untersuchung gezogen wird; denn er weis, daß er allenthalben, wohin er auch kommt, wenigstens eben so viel wieder findet, als er verläßt. In Danzig war im Wirthshause ein Hausknecht, der mir seine Geschichte erzählte, die ein Beispiel von der unverantwortlichen Gleichgültigkeit in Ansehung des Guts und Bluts der armen Unterthanen abgeben kann.

Dieser

Dieser Mann hatte eine Mühle gehabt, und durch seinen Fleiß sowohl, als mit dem Holzhandel, nach und nach ein kleines Vermögen von ein paar tausend Gulden erworben. Das Gerücht von seinem großen Reichthum verbreitete sich bald in die umliegende Gegend, und zog ihm einigemal einen nächtlichen Besuch von Räubern zu. Er hatte immer das Glück beim ersten Geräusch zu erwachen, und einen völligen Einbruch zu verhindern. Endlich, des ängstlichen Wachens bei seinem Geldkasten müde, entschließt er sich, seine Gulden zum Ankauf einer zweiten Mühle anzulegen, die eben dem Woywoden gehörte, unter dessen Herrschaft er bisher gelebt hatte. Er schloß mit dem Eigenthümer den Handel und zahlt in Gegenwart des Schreibers, der den Justiziarius in der Woywodschaft vorstellt, das Geld. Etliche Tage darauf, da er Besitz von der erkauften Mühle nehmen will, findet er schon einen andern Besitzer, der ihm sagt, daß der vorige Müller dem Woywoden mehr als den wahren Werth der Mühle schuldig gewesen, und itzt davon gelaufen sey. Der Müller spricht von seinem Kaufgelde und wird ausgelacht. Er geht zu dem Schreiber, der leugnet es ihm ins Gesicht ab, jemals von dem Gelde etwas gesehen, oder auch nur gehört zu haben. Er fällt dem Woywoden zu Füßen und erhält den Bescheid,

daß

daß er aufgehenkt zu werden verdiene, da er sich untersiehe, an die Ehrlichkeit des Schreibers zu zweifeln.

Der Müller, der von aufhängen hört, geht zitternd zu seiner Frau zurück, und beruhigt sie mit der Vorstellung, daß sie noch übler daran seyn würden, wenn Räuber eingebrochen, sie gebunden, geschlagen, vielleicht ermordet, und doch das Geld alles genommen hätten. Bald darauf bricht die Conföderation aus. Ein Haufe unruhiger Köpfe, zum Theil die ärmsten im Lande, meistens Edelleute, fangen an, Kleider, Waffen, Pferde und Geld zu erpressen, wo sie irgend etwas vermuthen können; das Gerücht von dem reichen Müller führt sie auch zu ihm. Er mag so viel und so hoch betheuren, als er immer will, daß er um alles gekommen sey, es hilft nichts, man mißhandelt ihn, sein Weib und seinen Sohn aufs gräßlichste, durchsucht alles, und zerbricht jedes Geräth, da alles Suchen vergeblich ist. Endlich wird er gebunden und fortgeschleppt. Da er Deutsch konnte, so mußte er etliche Wochen hindurch die Stelle eines Dollmetschers vertreten, bis er endlich Gelegenheit findet, zu entfliehen. Er kehrt nach seiner Wohnung zurück, und findet alles in Asche verwandelt. Im Walde trift er von ohngefehr seine Magd, die ihm erzählt, es sey bald nach seiner Abwesen-

heit

heit Feuer entstanden; seine Frau und Sohn hätten sich in den Wald gerettet, wären gestorben und von ihr unter einem Baume eingescharret worden. Er sucht das Grab auf, weint lange über demselben und betet, endlich überredet er das Mädchen, mit ihm nach Danzig zu fliehen, wo sie beide das Glück haben, bald eine Herrschaft zu finden.

So erzählte mir der arme Hausknecht in Danzig seine Geschichte, und ich habe hier die Bestätigung derselben gehört. Tausend Geschichten dieser Art weis jeder Einwohner, und es ist gewiß, daß der entsetzliche Druck, in welchem das Volk lebt, der vornehmste Grund ist, warum viele hunderte als Kolonisten nach Rußland gegangen sind. Kurz vor dem Ausbruch der letztern Konföderation entschloß sich sogar einer der ersten Männer in der Republick, seine sämtlichen Güter zu verlassen und mit seinen Unterthanen nach Rußland zu gehen. Die Emigration war gewiß, der Tag zum Aufbruch war festgesetzt, als die Konföderation in Bar ausbrach. Dies verhinderte zunächst die Ausführung jenes Entschlusses. Die Ruhe ward endlich wieder hergestellt, und die Unglücklichen, deren Leben und Güter sonst in einer immerwährenden Gefahr schwebten, änderten ihren Vorsatz und genießen

itzt,

itzt, unter einer gerechten und weisen Regierung Schutz und Ruhe.

Doch ich wollte noch von einer vierten Hauptursach der Entvölkerung reden, nämlich von der grossen Menge der Klöster. Es ist nicht genug, daß die Mönche und Nonnen für den Staat so gut als gar nicht vorhanden sind, also, genau genommen, unter der Zahl der Einwohner nicht mit gerechnet werden sollten; sondern sie hindern auch noch den Wohlstand der übrigen thätigen Menschen. Wenn man in andern Ländern, den Ordensgeistlichen zum Ruhme, gestehen muß, daß sie ein vorzügliches Verdienst um die Ausbreitung der Wissenschaften und mancher nützlichen Künste haben: so sind sie hier vornehmlich Schuld an dem entsetzlichen Grade von Unwissenheit und Aberglauben, die in Polen uneingeschränkt zu herrschen gewohnt sind. Die abgeschmacktesten Hexen- und Gespenstergeschichten werden mit einer Ernsthaftigkeit erzählt, als wenn es Sünde wäre, sie zu bezweifeln; und ich habe sogar einen Mann kennen gelernt, der vor kurzem von folgendem Wunder in Exin, einem kleinen Städtchen ohnweit Bromberg, selbst Augenzeuge gewesen ist. Ein Mensch, der sich eine große Zeitlang vom Betteln und Stehlen ernährt hatte, kam auf einmal, aus leicht zu errathenden Gründen, auf den Einfall, die

Rolle

Rolle eines Besessenen zu spielen. Einige Mönche nahmen ihn in die Cur. Es ward allgemein bekannt, daß an einem gewissen Heiligentage die Beschwörung der bösen Geister, die ihn bisher geplagt hätten, sollte vorgenommen werden. Der Pöbel von allen Ständen floß strohmweise dahin zusammen, und nun wurden aus dem Menschen sieben tausend acht hundert und achtzig Teufel, in specie aus seiner linken Wade fünf tausend neun hundert und neun und neunzig Stück, unter Gesang und Vermaledeiungen ausgetrieben. Alles Volk stand voll Verwunderung und Erstaunen da, und opferte den Teufelsbändigern, was jeder am liebsten hatte. — Solche Kunststücke werden oft gemacht, und die Kasse des Klosters befindet sich wohl dabei. Daher kommt es, daß man hier, dem ersten Anblick nach, den Mönch für einen feisten verkappten magdeburgischen Bauer, und den Landmann für einen abgehärmten Karthäuser halten sollte; denn dieser, so arm er auch ist, läßt doch nicht leicht einen bettelnden Mönch vorübergehen, ohne ihm zu geben, was er irgend vermag.

Ich sahe vor einigen Tagen einen Bernhardinermönch, der in den Häusern umherging, mit einer kleinen eisernen Zange, das ihm dargereichte Geld aus den Händen des fommen Wohlthäters nehmen. Ich konnte mich unmög-

lich

lich enthalten, ihn zu fragen, warum er sich nicht seiner Finger dazu bediente.. „Unsre Ordensregel verbietet uns, Geld anzurühren,“ war seine lateinische Antwort. Guter Bernhardus, dachte ich, viel Glück zu dienen Ordensgliedern, wenn sie das Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams eben so gut zu erklären wissen, wie das der Armuth!

Ehedem, wie man mir erzählt hat, ist es selten gewesen, daß eine bemittelte Frau mit Ehren alt geworden ist. Sie mochte rothe Augen haben oder nicht; so fanden sich neidische Nachbarn, die sie beim Priester verklagten, und eines Verständnisses mit dem Satan beschuldigten. Ward etwa ein Kind lahm, oder eine Henne brütete keine Küchel aus, oder bekam jemand ein Panaritium, oder fiel anderes Unglück im Städtchen vor; so rührte das von einer Hexe her, und diese Hexe konnte niemand anders seyn, als jene alte Frau. Es fand sich auch wohl jemand, der sie hatte im Mondschein an der Kirchhofmauer, oder auf einem Kreuzwege stehen gesehn, und das war Grund genug, sie gerichtlich zu belangen. Sie muste sich der Feuer- und Wasserprobe unterwerfen, und hatte höchst selten das Glück, von ihren abergläubischen Richtern losgesprochen zu werden. Ward sie schuldig befunden, so verlohr sie das Leben; ihre Güter wurden

konfiscirt, und ihre nächsten Erben in den Bann gethan, das heißt, in die Nothwendigkeit gesetzt, aus dem Lande zu gehen, oder sich vom Raube zu nähren. Erst 1776 hat der Reichstag eine Verordnung gemacht, wodurch, nebst der Folter, auch die Hexenprocesse sind abgeschaft worden.

Aberglaube und Unwissenheit sind Geschwister, die immer Hand in Hand gehen; ich hätte also nicht nöthig, Ihnen besonders von der letzten Beispiele anzuführen. Aber ich habe gefunden, daß die Mönche in Polen recht geflissentlich jede Möglichkeit der Aufklärung beim gemeinen Manne scheuen; sie warnen ihn daher aufs angelegentlichste vor allem Umgang mit den Ketzern, und stellen ihm davon die schrecklichsten Folgen vor. Sie selbst sind indessen nicht eben dumm; aber so unwissend, daß sie von irgend einer Wissenschaft nicht leicht Begriffe haben. Ich war neulich in einem nahgelegenen Bernhardinerkloster. Der eine von den Mönchen, die mich durchs Kloster führten, war sehr freundlich, und sprach nicht ganz so barbarisch Latein, als die übrigen. Von ohngefähr kam das Gespräch auf fremde Länder, ich erzählte ihnen etliche Anekdoten. Unsere Unterredung ward bald interessant. In kurzer Zeit waren die ehrwürdigen Väter alle um mich versammlet. Hundert neugierige Fragen wurden so schnell hintereinander

gethan,

gethan, daß ich nicht Zeit hatte, eine einzige zu beantworten. Wenn der Guardian sprach, waren die übrigen still; dann kam auch ich wieder zu Worte. Alles, was ich sagte, ward angestaunt. Man konnte nicht begreifen, warum ich so viele Wissenschaften studiret hätte, und konnte nicht aufhören, sich zu verwundern, daß ich fremde Sprachen gelernt hätte, um die Schriften der Ausländer zu lesen.

Sie erinnern sich noch wol des Bauers, der einmal auf Ihre Stube kam, und sich nicht satt über die ungeheure Menge von Büchern wundern konnte. Mit eben der Miene, mit welcher der arme Tropf Sie fragte: „Je, mein Tage, wissen Sie denn die Bücher alle auswendig?“ fragte mich einer von den Mönchen: „sunt etiam vestri praedicatores ita docti, quam vestra dominatio?“ *) Ich versicherte ihn, daß jeder zukünftige Geistliche, wenigstens Lateinisch, Griechisch und Hebräisch lernen müste, und daß die meisten auch Französisch, auch wol Englisch und Italiänisch wüsten. Sie hätten die Augen sehen sollen, mit denen sie sich rings herum ansahen! Endlich fragte einer, warum unsere Geistlichen denn durchaus griechisch und hebräisch wissen müsten? Das gab

*) Soll heissen: Sind Ihre (nämlich die protestantischen) Prediger auch so gelehrt, wie Eure Herrlichkeit?

gab Gelegenheit zu einer weitläuftigen Streitigkeit über die Grundsprache der heiligen Schrift. Anfänglich glaubten sie, ich wollte ihnen etwas weiß machen, da ich behauptete, daß der lateinische Text, dessen sie sich bedienten, eine bloße Uebersetzung wäre. Von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit derselben schwieg ich mit Fleiß, weil ich mich nie habe überwinden können, über irgend einen allgemein angenommenen Religionssatz zu spotten! So viel ich aber Beweise aus der Geschichte wuste, führte ich dafür an, daß das Alte Testament ursprünglich hebräisch, und das Neue griechisch geschrieben sey; und da ich immer ganz ernsthaft blieb; so versicherte der Guardian — ich weiß nicht, ob aus Höflichkeit, oder um sich einen Anstrich von vorzüglicher Gelehrsamkeit zu geben — daß er selbst meiner Meinung beiträte. Das Ansehen des Guardian war entscheidend und die sämtlichen ehrwürdigen Väter erstaunten ehrfurchtsvoll über die neue Entdeckung, welche ich ihnen mitgetheilt hatte. Ich versprach ihnen ein neues griechisches Testament in die Klosterbibliothek zu schenken und empfahl mich.

Beim Abschiedskomplimente bemerkte ich sehr deutlich, daß der Guardian es gern sehen würde, wenn ich nicht wieder käme — warum? läßt sich leicht erachten. Mein Versprechen in Ansehung

des

des Testaments will ich indessen doch halten, und zu dem Ende itzt gleich an Flörke nach Danzig schreiben. Dies und die Länge meines Briefes sind der Grund, warum ich hier schließe. Ich bin u. s. w.

Bromberg, den 5ten October.

Eben da ich meinen letzten Brief siegeln wollte, kam S** auf mein Zimmer und las, was ich geschrieben hatte. Die vornehmste Erinnerung, die er zu machen für nöthig fand, bestand darin, daß ich noch zwei höchst nöthige Dinge, die Polen so sehr entvölkert haben, vergessen hätte. Die Pest nämlich, und die Werbungen der angrenzenden Nationen. Er erzählte mir, daß in den ältern Zeiten die Pest hier so gewöhnlich, als in Constantinopel, und größtentheils aus eben den Gründen, gewesen ist. In Bromberg hat sie oft gewüthet, und in den Grodbüchern findet man unter andern die Anekdote, daß einst der Starost und die Gerichten, beim Ausbruch der Seuche, die Stadt verließen, und bei ihrer Rückkehr niemanden, als zwei alte Frauen, von allen Einwohnern übrig fanden. So heftig ist in den neuern Zeiten nun wol nicht die Wuth dieses

fürchterlichen Uebels gewesen; aber hie und da sind doch einmal über das andere viele Tausende hingeraft worden.

Die fremden Werber führten eine große Anzahl von Einwohnern hinweg. In Danzig, Thoren und andern Oertern waren beständig ordentliche Werbeplätze. Man ging von da oft tief in Polen hinein, um Rekruten zu pressen und bedurfte selten vieler Kunstgriffe, den armen Bauer zur Annahme des Handgeldes zu bewegen. Wenige Gulden, die ihm geboten wurden, waren ein Kapital, das für ihn einen unwiderstehlichen Reitz hatte. Die schöne Montour stach gegen seine Lumpen zu sehr ab; wie hätte er einen Augenblick anstehen können, sie damit zu vertauschen? Er verließ mit Freuden Vater und Mutter, auch wol Weib und Kind, und dankte Gott, daß er ihn hatte so groß werden lassen; während seine kleinere Nachbarn ihm mit neidischen Augen nachsahen. Leider, setzte S** hinzu, dauert nur seine Meinung, Glück gemacht zu haben, nicht länger, als bis das Handgeld vertrunken ist. Sobald er die Montour anzieht und die Flinte auf die Schulter nimmt, fängt er an seinen Schritt zu bereuen; nicht weil der Zwang, in welchem er leben muß, ihn schmerzte, — er ist in der That, als ein Soldat, ein freierer Mensch, als in seinem vorigen Zustande,

— auch

— auch nicht, weil er Mangel empfände — er ist gewohnt, weit schlechter zu leben, als er es bei seiner Löhnung darf; — sondern weil er ein ganz anderer Mensch werden soll. Eine Sache, für die er in seiner sonstigen Sprache gar kein Wort hatte, die Ordnung soll er lernen, und muß sie schlechterdings in allen Stücken ausüben. Statt der sonst um den Kopf hängenden Haare, soll er einen Zopf im Nacken tragen; statt der Hosen und des Wamses, die so bequem um ihn hingen, muß er dicht anschliessende Kleider anziehen, und sich die Beine in Stiefletten pressen. Das alles ist ihm eben so peinlich, als dem Delinquenten der Trog, den man statt der Tortur erfunden hat. Schon dem pommerschen Rekruten, der doch bei weitem nicht so ganz wild aufzuwachsen pflegt, ist der Zwang der dichten Montour unausstehlich. Ein preußischer Officier erzählte mir einst, daß so ein armer Tropf, der auf dem Exercierplatz etliche Schläge bekam, weil er jeden Griff zu langsam machte, endlich zum Unterofficiere gesagt habe: Lat mi man die enge Jacke aftrecken, so will ich schwinge nog griepen.*)

Doch ich muß von dieser Ausschweifung einlenken; denn ich wollte Ihnen eigentlich heute

 etwas

*) Laß mich nur den engen Rock abziehn: so will ich geschwinde genug greifen.

etwas vom polnischen Adel schreiben! Was die Gerechtigkeiten desselben und sein Verhältniß gegen den König und die ganze Republik betrift, ist Ihnen hinlänglich aus jedem kleinern und grössern statistischen Werke bekannt; ich werde mich also nur auf das einlassen, was entweder auf die Verfassung, von der ich bis jetzt geschrieben habe, einen grössern Einfluß hat, oder was doch meine Aufmerksamkeit, der Neuheit wegen, auf sich zog.

Der vornehmste Grund von dem ganzen Verfall der übrigen Stände ist offenbar darin zu suchen, daß die Einrichtungen in jedem kleinern Gebiete von der Willkühr eines Einzelnen abhängen. Die Güter eines jeden Edelmanns sind abgerissene Stücke, die nicht in einem unmittelbaren Zusammenhange mit dem ganzen Staatskörper stehen. Da ist kein durchdachter Plan, nach welchem die Unterthanen regiert, und die öffentlichen Anstalten überall besorgt würden; keine Zusammenstimmung zu gemeinschaftlichen Zwecken; keine Uebersicht der Staatsvortheile, und der Mittel, sie zu bewirken. Wie es jedem beliebt, so herrscht ein jeder, und der unmittelbare Gewinn ist die vornehmste Richtschnur. So genau der Edelmann seine Rechte kennt, und so eigensinnig er sie zu üben pflegt; so wenig bekümmert er sich gewöhnlich um diejenigen Kenntnisse, die

die ihn in den Stand setzen würden, seine Unterthanen glücklicher zu machen, und dadurch mit der Zeit seine Einkünfte noch zu erhöhen.

Wenn der Bauer ihm richtig jede Woche fünf Tage arbeitet: so ist es ihm gleichgültig, ob der arme Mann am sechsten für sich selbst das kümmerliche Brod gewinnt, oder nicht. Und obgleich auf diese Art sein ganzer Reichthum eigentlich in der Anzahl der Unterthanen besteht; so ist er doch nicht darauf bedacht, sie zu erhalten. Er verkauft sie, wenn er Geld gebraucht; und schlägt sie todt, wenn er in Eifer geräth. Der Schade, den er selbst dadurch leidet, wenn er sich um einen Sclaven bringt, ist der einzige wahre Nachtheil, den ihm selbst der Mord zuzieht. Denn obgleich das Gesetz eine Strafe von etwa zwanzig Gulden darauf gesetzt hat, wenn ein Edelmann seinen Unterthanen erschlägt; so ists doch ein höchst seltener Fall, daß er diese Strafe wirklich bezahlen müste; weil er von niemanden als von der versammleten Republik zur Verantwortung gezogen, und nicht eher in Verhaft genommen werden darf, als bis er überführt und verurtheilt worden ist. Schlägt er den Unterthanen eines andern todt; so ersetzt er diesem den Verlust durch einen von seinen Leibeigenen.

Wenn eine solche Grausamkeit überhaupt entschuldigt werden könnte; so würde ich sie in Po-

len damit entschuldigen, daß eine verjahrte Gewohnheit das Gefühl derselben sogar bei menschlichgesinnten Gemüthern vermindern muß. Schon in den frühesten Jahren sieht der Sohn seinen Vater die Unterthanen, wie das Vieh behandeln; er ahmt ihm darin nach, ehe er Ueberlegungen anstellen kann, und ist dann, wenn sein Verstand zur Reife kommt, schon mit der väterlichen Sitte so vertraut, daß er denkt, es könne nicht anders seyn. Daher kommt es auch, daß sie sich dieser Härte selbst vor den Ausländern nicht schämen. Ich habe in Leipzig und andern großen Städten Deutschlands hinter einem Starosten Bedienten hertreten gesehen, die kaum mit ihren Lumpen die Blöße bedecken konnten. Das Auge des Herrn ward durch diesen Uebelstand nicht beleidigt, und schwerlich konnte es ihm einfallen, daß irgend ein anderes Auge darin Uebelstand finden würde.

Bei aller dieser Rauhigkeit fehlt es den polnischen Edlen nicht an Eigenschaften, die der Stoff zu wahrer Größe werden können, und die auch bei vielen einzelnen dazu gedeihen. Sie sind standhaft, tapfer und kühn, wenn es die Ausführung eines Entschlusses gilt. Alles was sie haben, setzen sie daran, um ihre Absicht zu erreichen; zumal wenn ihr Eifer durch irgend einen Wahn von Feiheit beseelt wird. Im Jahr 1633

ward

ward Uladislaus zum König erwählt. Der Primas fragte den versammleten Adel, ob sie sämtlich damit zufrieden wären, daß Uladislaus gekrönt würde. Niemand wandte das mindeste ein. Ein einziger gemeiner Edelmann nur stand auf und sagte: „Ich will nicht, daß er König sey." Man fragte ihn nach dem Grunde seines Widerspruchs. „Ich habe keinen Grund," antwortete er, „aber ich will nicht, daß er König sey." Man gab sich viele Mühe, ihn zu seiner Einwilligung zu bewegen. Endlich war er mit dem Reichstagsschlusse zufrieden; und da der König selbst ihn nach der Krönung kommen ließ und ihn bat, zu gestehen, warum er sich der einstimmigen Wahl allein so eifrig widersetzt habe, war seine Antwort: „Ich wollte bloß sehen, ob unsere Freiheit noch die alte wäre; nun ich mich davon überzeugt habe, bin ich zufrieden, und niemand wird hinfort dem Könige treuer seyn, als ich."

Aehnliche Eifersucht auf ihre Freiheit ist anderthalb Jahrhunderte hindurch nicht ausgestorben, wovon tausend Beispiele, während der letztern Unruhen, zum Beweise dienen. Sie ist es, die in allen ihren Gesprächen hervorleuchtet und selbst ihrem Aeußeren ein edles Ansehen giebt. Sie wissen, welch ein Feind ich sonst von den Polnischen Tänzen war; seit ich sie aber in Polen

habe tanzen gesehen, habe ich mich völlig damit ausgesöhnt. Jeder Schritt ist majestätisch und jede Bewegung des Leibes verräth Bewustseyn irgend eines großen Vorzugs. Man darf eben kein Marcell *) seyn, um im Tanze den Polnischen Edelmann zu erkennen.

Sie müssen indessen nicht glauben, daß die Edelleute in Polen alle einander gleich sind. Sie sind es in keinem Lande; hier aber am allerwenigsten, ob sie sich gleich alle Brüder nennen. Nur äusserst wenige haben beträchtliche Güter, und diese sind gewöhnlich sehr reich; die übrigen sind dagegen bettelarm, und stehen meistentheils in Diensten bei jenen, die sie zu allerlei, oft niedrigen Verrichtungen gebrauchen. Man würde sie oft nicht vom niedrigsten Pöbel unterscheiden können, wenn sie nicht ein Schwerdt trügen, und nicht

*) Dieser berühmte Tanzmeister behauptete, daß er im Gange und in der Haltung des Körpers den Charakter eines Menschen sehr deutlich lesen könnte. — Es fand sich einst in seinem Tanzsaale ein Fremder ein, den er fragte, was er für ein Landsmann wäre. — „Ich bin ein Engländer.“ — Sie ein Engländer? sagte Marcell, Sie sollten von jener Insel seyn, wo das Volk Antheil an der höchsten Gewalt hat? Nein, mein Herr, diese niedergebückte Stirn, dieser furchtsame Blick, dieser unsichere Gang kündigen mir nichts als einen Vornehmen Sclaven irgend eines kleinen Fürsten an.

nicht etwas freier mit ihrer Herrschaft umgingen. Ausserdem aber, daß jeder andere Edle, er mag Fürst, Graf, Baron oder schlechtweg Edelmann heissen, sie Bruder nennen muß; haben sie auch mit jedem andern gleiche Rechte und Freiheiten, auf die sie mit der grösseſten Strenge halten.

Die Freigebigkeit scheint den Polen natürlich zu seyn, und sie artet oft in Verschwendung aus. Ihre Gastmäler sind kostbar; aber deswegen nicht eben einladend. Die landsübliche Unreinlichkeit kostet den Deutschen viele Ueberwindung, ehe er sich entschiessen kann, sich ein theuer bezahltes Gericht wohlschmecken zu lassen. Bei denen, die gereiset sind, findet man indessen doch einige Reinlichkeit, und Geschmack in der Bewirthung. Ich speiste vor etlichen Tagen mit S * * in — — bei dem Starosten. Die Tafel war gut versehen; die Bedienten waren nett gekleidet, und kein einziger reichte einen Teller anders, als mit einem um die Hand gewickelten weißen Handtuche, an die Gäste. Ich konnte nicht unterlassen, dem Herrn ein Compliment darüber zu machen. „Ich habe in Frankreich und Deutschland, sagte er, Gelegenheit gehabt, die Sitten der feinern Welt zu erlernen. Es hat mir Mühe gemacht, meine Leute daran zu gewöhnen; allein jetzt habe ich auch dafür das Vergnügen, daß ich einen Fremden, ohne, wie sonst, alle Augenblicke über

ein

ein Versehen der Bedienten zu errôthen, bei mir sehen kann.“ Er erzählte darauf selbst verschiedene Beispiele von der ekelhaften Bewirthung, die er sich noch hie und da můste gefallen lassen, wenn er seine Anverwandten besuchte. Und doch konnten S * * und ich uns nicht entschließen zum zweitenmale bei ihm zu speisen; nachdem uns unsere Bedienten erzählt hatten, wie sehr die Anstalten in der Kůche gegen die Zierlichkeit der Tafel abgestochen hätten. Wir bedaureten den guten Mann von Herzen, der es mit aller Mühe nicht hatte dahin bringen kônnen, daß seine Leute, die vor seinen Augen alles ordentlich machten, auch ungesehen reinlich geworden wåren.

So grob und tůckisch der gemeine Pole ist, so hôflich und gefällig ist der gut erzogene Edelmann. Jener wird sich nie umsonst entschliessen, dem Fremden auch nur den geringsten Dienst zu thun; dieser dagegen ist zuvorkommend, und benutzt gern jede Gelegenheit, dem andern etwas verbindliches zu sagen. Ein Deutscher, der Magister, oder Doktor ist, oder in einer ôffentlichen Bedienung steht, wird gemeinhin Eure Excellenz genennt, und kann darauf rechnen, daß er ein willkommner Gast ist; wenn er sichs auch etliche Tage bei einem Manne, den er eben nicht genau kennt, will gefallen lassen. Weniger angenehm ist er aber, wenn er nicht einen guten Magen

mit zur Tafel bringt; denn es wird ritterlich gespeiset und tapfer getrunken.

Officiere giebt es, nach Verhältniß der Armee, eine erstaunliche Menge. Vor der Zergliederung des Reichs mochte die Kriegsmacht ohngefähr aus zehn tausend Mann bestehen; jetzt ist sie kaum halb so stark, und doch sind mehrere Officiere ernannt worden; denn man hat fünf tausend Soldaten in mehrere Regimenter vertheilt, als vorher noch einmal so viele ausmachten. Ueberdies wächst die Anzahl der Officiere dadurch sehr, daß jeder Edelmann das Recht bekommen kann, die Uniform von irgend einem Regimente zu tragen.

Die Erziehung ward sonst in Polen noch mehr, als in den meisten andern Ländern, vernachläßigt. Die meisten jungen Edelleute wurden in den Klöstern erzogen, wo sie ohnmöglich mehr, als die Mönche selbst wusten, das heist, eine verstümmelte Theologie, ein in aller Welt berüchtigtes Latein und etwas weniges von der Geschichte lernen konnten. Die einzige Universität im Lande, zu Cracau, hat zwar berühmte Männer gehabt, und ist fast immer zahlreich gewesen; die Gelehrsamkeit war aber im Ganzen doch auch da noch wenigstens ein halbes Jahrhundert zurück. Einzelne Familien, die die Kosten bestreiten konnten, hielten sich Hauslehrer

und

und Französinnen; und schickten die Söhne, wenn sie erwachsen waren, auf deutsche Universitäten und auf Reisen. Diese so erzogenen jungen Edelleute waren der Stamm des Adels, der eigentlich zu den Reichsgeschäften brauchbar war.

Seit einiger Zeit hat indessen die Landesregierung angefangen, viele Sorgfalt und große Summen auf die Erziehung zu verwenden, und wenn diese Anstalten ungehindert fortdauern: so kann in einem neuen Jahrhunderte die Politur der ganzen Nation dadurch sehr gewinnen. Denn es fehlt den Polen auf keine Weise an Talenten. Ihr starker, gut gebildeter Körper macht sie zu allen ritterlichen Uebungen sehr geschickt, und ihr natürlicher Verstand bedarf nur einer guten Anweisung, um sich aus vortreflichste zu entwickeln. In Leipzig studirte ich unter andern mit einem gewissen Herrn von N—ky, der einen ausserordentlichen Geschmack an den schönen und ernsten Wissenschaften fand, und der viele seiner Landsleute, die mit ihm zugleich auf die Universität gekommen waren, durch sein Beispiel zu einem musterhaften Fleiße ermunterte. Da war kein Feld der Gelehrsamkeit, in welches sie sich nicht gemeinschaftlich wagten, und überall krönte ein glücklicher Erfolg ihren Fleiß. Jetzt lebt dieser N—ky auf seinen Gütern etwa zwanzig Meilen von hier, und man versichert, daß sein Haus

eines der angenehmsten in Polen ist. Wenn ich nicht bald von hier abreise: so bin ich willens, ihn noch zu besuchen; und dann gebe ich Ihnen vielleicht noch einige Nachrichten von den Polnischen Verfassungen. Für heute habe ich genug geschrieben, und mein nächster Brief wird nun von den neuen Einrichtungen, die der König von Preussen im Netzdistrikte getroffen hat, handeln. Ich bin u. s. w.

Bromberg, den 12ten October.

Der König von Preußen hat das Uebel, welches seine neuen Länder verwüstet hatte, bei der Wurzel angegriffen und die stärksten Sprößlinge derselben so glücklich beschnitten, daß sie schlechterdings mit der Zeit verdorren muß. Er wollte nicht über eine Anzahl von Sclaven herrschen; sondern auch hier, wie in seinen übrigen Ländern, der Vater freier Menschen seyn. Die Leibeigenschaft ward sogleich im Netzdistrikt aufgehoben und die Gewalt der Gutsbesitzer so eingeschränkt, wie sie es mit Recht in jedem gebildeten Staate ist. Der Bauer muß noch dem Edelmann dienen, und darf nicht, ohne dessen Einwilligung, seine Ländereien veräußern, oder

einen andern Aufenthalt wählen; was er sich aber durch seinen Fleiß erwirbt, ist sein Eigenthum. Niemand darf ihn eigenmächtig in dem Besitze desselben stöhren, oder gar nach Belieben über sein Leben schalten.

Dem Adel, der überdies so eifersüchtig auf seine Rechte ist, konnte dies nun wohl nicht anders, als unlieb seyn; sein Mißvergnügen aber war kein Grund, einen weisen und gerechten Monarchen von den menschenfreundlichsten Einrichtungen zurück zu halten. Und, genau genommen, verliehrt der Adel nichts, als eine bloße Schimäre, und gewinnt dagegen Unterthanen, die in aller Absicht brauchbarer sind. Denn die Geschichte hat es von jeher bestätiget, daß ein sclavisches Volk in allem Betrachte immer tiefer sinkt, anstatt sich zu erheben. Freilich sogleich kann der Einfluß dieser neuerlangten Freiheit nicht sichtbar werden; es ist indessen ein Keim, der im verborgenen Wurzel schlägt, und gewiß im nächsten Menschenalter herrlich hervorblühen wird.

Die verbundenen Augen der Gerechtigkeit sind nun nicht mehr, wie sonst, das Sinnbild der Einfalt; sondern der Unpartheylichkeit. Gesetze und Regierungsform haben sich geändert; also wird auch die Nation besser werden. Freilich muß man darüber nicht die Stimmen des

gemein-

gemeinen Mannes sammlen. Ihm ist jede Neurung verhaßt, wenn sie nicht in einem Gefolge unmittelbarer und augenscheinlicher Vortheile einhertritt. Er war der alten Sclaverey so gewohnt, daß er höchstens jedesmal darüber seufzte, wenn sie seine Schultern ungewöhnlich hart drückte. Dazu kommt noch, daß man sich bisweilen strenger Mittel bedienen muß, seine Widerspenstigkeit zu bezwingen. Sobald dies geschieht, schreit er über Härte, ohne zu bedenken, daß es bey ihm stand, sie zu verhüten, und daß Ordnung in jedem guteingerichteten Staate nöthig ist.

Die Hindernisse des Geldumlaufs, von welchen ich Ihnen gleich anfänglich geschrieben habe, konnten nicht auf einmal gehoben werden. Man konnte den Landmann nicht mehrere Bedürfnisse kennen lehren, und wenn er sie kennte: so würde er sie nicht befriedigen können. Mit der Zeit, wenn er wohlhabender wird, werden sich auch seine Neigungen vervielfältigen. Er fängt indessen doch schon jetzt an, den Vortheil eines ordentlichen Umsatzes seiner Produkte einzusehen, und macht mehr Anlagen auf die Zukunft hinaus.

Der Judenhandel ist durch wiederholte Befehle eingeschränkt worden. Das bloße Befehlen wird aber vor der Hand noch fruchtlos bleiben, wenn nicht andere Maßregeln ergriffen

werden; denn die Anzahl der Juden, die keinen andern Erwerbungszweig, als den Handel haben, ist zu groß. In Inowraclaw, einem Städtchen sechs Meilen von hier, sind z. E. gegen nicht völlig fünf hundert christliche Einwohner über dreihundert und funfzig jüdische. Was bleibt diesen übrig, als entweder geradezu zu verhungern, oder mit aller List darauf zu sinnen, wie sie die königlichen Befehle in Ansehung des eingeschränkten Handels übertreten können. Sie am Leben zu strafen, wäre grausam; Geld haben sie nicht; eine Leibesstrafe ist vorübergehend, das Andenken an den Schmerz wird zu bald durch den Hunger ausgelöscht; und sie ins Gefängniß zu setzen, würde bald sehr kostbar werden: man müßte halbe Städte in Gefängnisse verwandeln, und die Früchte des Fleißes von tausend arbeitsamen Händen zur Unterhaltung der Inhaftirten anwenden.

Zur Bequemlichkeit der Reisenden werden auf allen Poststationen durch ganz Westpreussen Posthäuser von zwei Stockwerken gebaut, in welchen man Herberge und Bewirthung finden kann. Schon dies allein wird manchen heilsamen Einfluß auf das Land haben. Die vier tausend Thaler, die so ein Posthaus der Regierung etwa kosten wird, werden reichliche Interessen tragen. Alle Welt hütete sich sonst in diese Gegenden zu

kom-

kommen. Nirgends fand man etwas zu essen; die Herberge war ganz im polnischen Geschmack, das heißt, für den Fremden ein Aufenthalt der Pönitenz; die Behandlung grob und oft mehr als das. Man muste also, wie die polnischen Edelleute, reisen, als wenn man mit Sack und Pack auswanderte; Küche, Keller, Koch, Betten und jede andere Nothwendigkeit des Lebens mit sich führen, und konnte sich doch nicht vor tausend Unannehmlichkeiten schützen.

Neue Städte hat man seit sieben Jahren nicht erbauen können. Es war bis itzt genug, hie und da neue Häuser aufzuführen, die alten auszubessern, die Feuersgefahren zu vermindern, die landsübliche Unreinlichkeit daraus zu verbannen, und Ordnung an ihre Stelle zu setzen. Noch vor zwei Jahren sind in dem ganzen Distrikt an die hundert und dreißig Bauernhöfe wüste gewesen, die wegen des herrschenden Mangels an Menschen mit keinen Wirthen besetzt werden konnten. Itzt werden derselben wenige übrig seyn, da der letzte Friede viele Einwohner hergeführt hat.

Der König von Preussen schickte nämlich die reducirten Freybataillonisten nach Westpreussen. Sie wurden neu gekleidet und in die Provinzen vertheilt. Es waren Menschen von allen Ständen und Altern. Diejenigen, welche ein Hand-

werk erlernen wollten, oder zu Anfange des Krieges aus der Lehre gegangen waren, wurden bei den Profeßionisten untergebracht. Wer ehedem, als Knecht, auf dem Lande gedient hatte, muste wieder bei einem dasigen Bauer arbeiten. Denen, die schon die Wirthschaft verstunden, wurden leere Höfe eingegeben. Jeder ward wieder, was er vor dem Kriege gewesen war, und sie sind mit ihrem Schicksale sehr zufrieden, ausgenommen die Theologen, Juristen, Mediciner, Kaufdiener und Peruquenmacher, die nun von der Arbeit ihrer Hände leben müssen, anstatt daß sie gehofft hatten, sich durch die Beute des Kriegs auf die Zeit ihres Lebens zu bereichern.

Die Waldungen waren während der Polnischen Regierung ausgehauen, und das für das Holz gelöste Geld von den Polen vertrunken worden. Neue Wälder hat man noch nicht ziehen können; was geschehen konnte, ist geschehen: es sind große Schonungen angelegt und mit allerlei Holzsaamen besäet worden. Jährlich werden besonders dazu ausgesetzte Summen angewandt, die Forsten zu verbessern, sie ordentlich einzutheilen, und ihre Nutzbarkeit zu befördern.

Die Anzahl der Profeßionisten ist beträchtlich vermehrt worden. Die neuangesetzten genießen ansehnliche Vorrechte, und finden sehr ihre Rechnung, da sie viel zu arbeiten haben. Die Erzie-

ziehung der Jugend ist kein Gegenstand der vorzüglichsten Sorgfalt der Regierung geworden. Man hat aus allen Gegenden her neue Lehrer herbeigeschaft. Die Kinder werden ordentlich zum Schulengehen angehalten. Sie lernen lesen und schreiben — Dinge, die ihren Vätern Geheimnisse sind! Freilich sind doch auch diese Anstalten noch äusserst mangelhaft, weil es an geschickten Männern fehlt, die sich in einer abgelegenen unfreundlichen Gegend dem mühsamen und wenigbelohnenden Geschäfte des Unterrichts unterziehen wollen.

Die Reformation eines so verwilderten Landes kann nicht anders, als mit Schneckenschritten vorwärts gehen. Es gehörten Jahre dazu, um alle Uebel, die das Land heimsuchten, genau kennen zu lernen, und ihren Quellen nachzuspüren; und noch mehrere Jahre werden erfordert, die kräftigsten Triebräder zur Abschaffung aller Mißbräuche und Unordnungen in Bewegung zu setzen. Der König von Preussen würde die Hälfte von den Einkünften seiner übrigen Länder daran wenden müssen, wenn er auf einmal diese Provinz umschaffen wollte.

Wenn erst alle Gegenden gehörig angebaut, die Anzahl der Einwohner vermehrt, innerer Betrieb ins Geleise gebracht und die Unterthanen an ordentliche Wirthschaft gewöhnt seyn werden:

so werden auch die Kräfte des Landes, durch welche es sich selbst emporheben kann, wachsen. Ich bin nicht Landwirth genug, um einen Anschlag vom Ertrag eines Bodens machen zu können; darin kommen indessen alle, die ich bis itzt gesprochen habe, überein, daß man dem Pächter ein Gut nicht leicht höher, als zum dritten oder vierten Korne anschlagen könne: nicht, weil der Boden nicht mehr zu tragen vermöchte; sondern weil er bei der jetzigen Ackerart und Beschaffenheit des Viehs der Bauern, und wegen anderer Umstände, die ich wieder vergessen habe, wirklich kaum das trägt.

Der königliche Staats- und Finanzminister von Gaudi, den man überall hier mit Ehrfurcht nennt, hat nach dem Urtheile aller, die das Innere der Sache kennen, bei den Einrichtungen in dieser Provinz seine tiefen und richtigen Kenntnisse, sowohl der Mängel dieses Landes, als auch der Mittel ihnen abzuhelfen bewiesen. Er wird nächstens wieder erwartet, und dann werden ohne Zweifel noch manche Beschwerden abgestellt werden, die vielleicht unvermeidlich mit jeder Veränderung der Regierungsform verbunden waren. Es bleibt ausgemacht: es war das grössеste Glück, welches dem Netzdistrikte widerfahren konnte, daß er unter preußische Hoheit kam. So wie sich jetzt die Russen freuen, wenn

sie die Geschichte ihrer Vorfahren lesen; so werden sich, vielleicht schon vor dem Ende dieses Jahrhunderts noch, die Westpreussen freuen, wenn sie sich mit ihren sonstigen Landsleuten, den Polen, vergleichen werden. — Da ich heute nicht gern die Post versäumen will, vornehmlich um beigeschlossenen Packetchens willen, muß ich hier schließen. Leben Sie wohl u. s. w.

Die Fortsetzung dieser Briefe wird im zweiten Theile folgen.

Die Falschheit. *)

Mit tausend Zungen, jede in Gift getränkt,
Zum Morden jede, scharf wie ein Pfeil, gespitzt;
Mit tausend Augen, jedes schielend,
Tratst du, o Falschheit, auf unsre Erde!

Sie war ein Eden, eh dein verfluchter Fuß
Sie noch betreten; aber die Hölle wards,
Als, gleich der Pest, dein giftger Anhauch
Unser unschuldiges Geschlecht befleckte.

*) Dieses und das folgende Gedicht sind von Raufseisen, dessen Name schon durch einige poetische Blumen-

Selbst Thronen wanken, wenn deine schwarze List
Noch dreifach stärker, als eines Xerxes Heer,
Dem sichern, in der Wollust Armen
Schlummernden Fürsten sein Unglück dräuet.

Die Bande sanfter ehlicher Zärtlichkeit
Schafft du zu Fesseln um; selbst der Freundschaft Glück
Verwelket, in den Staub zertreten,
Wenn deinem Gifte das Herz sich öfnet.

Du wafnest gegen seinen geliebten Freund
Den Arm des Freundes; bohrst in der Gattin Brust
Den Dolch des Gatten. Du läßst Söhne
Henker betrogener Eltern werden.

Nein, bei dem Gotte, der mich zum Edelmuth
Und jedem sanften Triebe der Menschlichkeit
Erschuf — — bei ihm schwör ich es heilig,
Nimmer durch dich mein Herz zu entweihen!

Behut-

Blumenlesen dem Publikum bekannt geworden ist. Er war zuletzt ein gemeiner Soldat, bei dem Regimente Sr. Königlichen Hoheit, des Pr. Ferdinand. Bei seinem 1776 erfolgten Tode hinterließ er einem seiner vorzüglichsten Wohlthäter, als den einzigen Dank, den er geben konnte, eine zahlreiche Sammlung von Gedichten. Der jetzige Besitzer derselben hat mir einige für dieses Lesebuch mitgetheilt, und wird auch vielleicht in einem der nächstfolgenden Theile eine Lebensbeschreibung dieses Dichters liefern, die für tausend Jünglinge warnend und belehrend seyn kann.

Behutsam, eh ich jemals der Freundschaft Bund
Errichte; aber, wenn ich einmal schwur,
Bleib ich beständig — bis zum letzten
Schlage des nimmer befleckten Herzens.

Der Geitz.

Du Lieblingslaster pöbelhafter Seelen,
Des menschlichen Geschlechts abscheulicher Tyrann,
Der, um mit Höllenfeur die wunde Brust zu quälen,
Den Sieg der Tugend abgewann!

Dein Athem tödtet jeden Keim der Tugend,
Du trittst, mit frechem Fuß, auf Recht und Menschlichkeit.
Weh dem Unglücklichen, der dir die Kraft der Jugend,
Der dir des Alters Reife weiht!

Mit mattem Aug und abgezehrten Wangen
Bewacht dein Sklav sein niegenutztes Gold,
Indeß sein feiles Herz das durstigste Verlangen
Nur dem, was ihm noch mangelt, zollt.

Es fliehet ihn der leichte Morgenschlummer;
Ihn wecket bange Furcht in stiller Mitternacht;
Im schreckenvollen Traum verfolget ihn sein Kummer,
Bis daß er, sich zur Qual, erwacht.

Er fühlet nie der Menschenliebe Freuden;
Nie macht die Zärtlichkeit sein finstres Auge naß;
Er hat nur blos ein Herz, um andre zu beneiden,
Und fürchtet selbst nicht Gottes Haß.

Den Schatz, den er bewahrt mit sieben Schlössern,
Den er in stiller Nacht tief in die Erde gräbt.
Nicht zu benutzen, nein! ihn zwiefach zu vergrössern, —
Das ists allein, warum er lebt.

Zum Fluch wird ihm des Himmels reichster Segen;
Sein eignes Herz ist ihm die Quelle seiner Qual;
Auf Dornen gehet er der Ewigkeit entgegen,
Und wird verdammt aus eigner Wahl.

Nein! nie will ich der Freuden mich berauben,
Wornach der Weise selbst im Unglück sich bemüht. —
Auch ohne Reichthum werd ich mich noch glücklich glauben,
Wenn Menschenliebe mich durchglüht.

Hohe Tugend in einer niedern Hütte.

Herr — a —, ein Mann, der einen großen Theil seiner Zeit dem edlen Geschäfte, Nothleidende aufzusuchen und ihnen Hülfe zu schaffen, widmet, hörte, daß in einer abgelegenen Gasse der Stadt eine Frau wohne, die ihren, seit vier Jahren, kranken Mann durch den Fleiß ihrer Hände ernähre. „Den Unglücklichen, der den Gebrauch seiner Gliedmaßen völlig verlohren hat, zu pflegen, dachte er, und doch so viel durch arbeiten zu erwerben, daß sie beide davon leben können, muß der guten Frau sehr sauer werden, und Gott weis, ob sie nicht oft den drückendsten Mangel empfindet. Sie verdient und bedarf Unterstützung.“ Er steckte ein paar Thaler zu sich und suchte ihre Wohnung auf. Nach vielem Fragen fand er sie endlich in einer kleinen, den Einsturz drohenden Hütte. Die Frau empfing ihn freundlich; vor ihr lag ein Zeug, worin sie Blumen gestickt hatte; neben ihr stand das Bette des Mannes, der nur mit leiser Stimme sprechen konnte; alles war reinlich, obgleich mit der bittersten Armuth geprägt.

Ich

Ich habe den Auftrag, sagte — a —, ihr hier eine Kleinigkeit zu ihrer Unterstützung einzuhändigen.

„Ich danke Ihnen, lieber Herr, für ihre Mühe. Gott mags dem Wohlthäter belohnen, daß er sich der Verlassenen annehmen will; aber Er sey gelobt, ich brauche jetzt keine Hülfe.“

Der Mann da im Bette braucht Hülfe, und dem bring ich eigentlich das Geld. „Es ist mein Mann, lieber Herr, ich habe ihm vor den Augen Gottes, wie er jung und gesund war, versprochen: in Lieb und Leid, Glück und Unglück mit ihm verlieb zu nehmen, und mein Verdienst reicht noch immer hin, uns zu ernähren.“

Gute, redliche Frau, nehme sie das Geld, ich darfs nicht wieder zurückbringen —

„Und ich kann es nicht annehmen. Mein Gott, es giebt ja so viele ärmeren, als ich; würde ich nicht denen das stehlen, was ich ohne Noth annähme?“

Mit Thränen im Auge, und doch voll Freude über solche Gesinnung legte — a — etwas mehr, als er erst willens gewesen war, auf das Fenster und wollte gehen. Die Frau hielt ihn zurück, gab ihm das Geld wieder und sagte: Wenn Sie mir denn doch gutes thun wollen, so nehmen Sie das Geld und kaufen Sie mir für etwas davon eine Bibel mit grober Schrift. Ich kann nur

nur immer des Abends, wenn ich zu meiner Arbeit nicht mehr sehen kann, die Bibel lesen, und diese hier — ist mir nun schon zu fein. Und sagen Sie mir ihren Namen, wenn mir einmal große Noth zustößt: so will ich zu Ihnen kommen und mir das übrige Geld holen.

Ich bin — a — und wohne in —. Morgen soll sie die Bibel haben. Gott segne sie. — Indem er zur Thür hinaustritt, begegnet ihm ein alter Mann, der ganz so gekleidet ist, als wenn er auch in diese Hütte gehörte; — a — fragt ihn, wer er sey.

„Ich bin ein armer Mann, der keinen Menschen mehr hat, die Frau hier hat mich die vorige Woche zu sich genommen, und giebt mir zu essen.“

Gott im Himmel, wohin verbirgt sich deine Tugend doch, sagte — a — und kehrte mit dem Manne in die kleine Stube zurück. — „Wenn sie für sich selbst nichts annehmen will; so nehme sie dies, als Kostgeld für diesen Mann; ich will ihn künftig ernähren!“

„Quälen sie mich nicht, liebster Herr, ich kann jetzt kein Geld nehmen, es giebt ja so viele ärmeren, als ich bin. Schenken sie mir eine Bibel, wenn sie wollen, und geben sie mir einmal, was sie können, wenn ich in Noth bin; und — helfen sie mir den lieben Gott bitten, er möge mir beistehen, damit ich mir nichts darauf

einbilde,

einbilde, daß ich bei meinen kümmerlichen Umständen auch noch einem Aermeren helfen kann."

Ich will diese Geschichte mit keiner Reflexion durchwässern; aber nahe sollte mirs doch gehen, wenn sich jemand fände, der irgend einen Umstand darin für Erdichtung hielte!

Die Freuden des Gatten und Vaters,

Ein Gespräch zwischen Werlhoff und seinem Bruder.

Werlhoff. Ich weis nicht, Bruder, ob ich recht habe, aber mich dünkt, du bist sehr mißmuthig geworden, seit du in * * gelebt hast.

Bruder. Mißmuthig? Daß ich nicht wüste! Allein der Herbst ist nie so heiter, wie die Tage im Mai.

W. Bruder, du sprichst schon vom Herbst, und bist noch in den Jahren der männlichen Kraft, in dem Alter, wo wir eigentlich erst reif sind zu jeder männlichen That.

Br. Nun, so nimm meinen Ernst, den du Mißmuth nennest, für einen Tag im August, den Gewitterwolken trüben.

W. Auch das ists nicht, Lieber, wenn du nicht Geheimnisse hast. Ich weis nichts, das dich mit Gewalt zum Trübsinn zwänge, aber ich weis, woher er kommt.

Br. Und das wäre! —

W. Vorboten der Zeit, die ich dir, da ich dich das letztemal sahe, geweissagt habe. Zwar kommen sie früher, als ich dachte —

Br. Ei Possen! Dacht ichs doch, daß du wieder auf deine Lieblingsmaterie kommen würdest! — In der That, du kömmst mir vor, wie einer, der eine Thorheit begangen zu haben fühlt, und nun gern die Freude haben möchte, auch andere dazu zu verleiten.

W. Antworten will ich darauf nicht; aber komm in mein Haus; siehe mich an der Seite meines Weibes, umringt von meinen Kindern; und frage dann mein Gesicht, ob in irgend einem Zuge das Gefühl einer begangenen Thorheit liegt. Nein, Bruder, ich segne noch immer die Stunde, da ich mich mit meinem Weibe verband; danke der Gottheit für alle Freuden, die ich seit der Zeit genoß, und werde ihr danken noch am Abend des Lebens.

Br. Heil dir, wenn dein Herz das sagt! Ich will dich darum nicht beneiden; laß nur mir auch die Freiheit, davon zu denken, was ich will.

W. Wenn ich dich und dein Glück weniger liebte, so würde ich das. Fürwahr, ich würde dir nie eine einzige meiner häuslichen Freuden geschildert haben, wenn ich nicht auch dir sie gönnte und wünschte.

Br. Höre Bruder, ich esse gern Austern und Angurien; dir schmecken sie nicht. Es ist aber doch so eine herrliche Sache um den Austergeschmack: lerne sie doch essen.

W. Du suchst Auswege, Lieber. — Laß uns ernsthaft seyn!

Br. Ich bin ernsthaft; ich führte ein Beispiel an, um die Sache zu erläutern. Du rühmst mir die Freuden des Gatten und Vaters — ich sage: sie schmecken mir nicht. Ich rühme dir Angurien und Austern — du sagst: sie schmecken dir nicht. Ich bin mit deiner Antwort zufrieden, warum bist du es mit der meinigen nicht?

W. Weil dein Beispiel nicht paßt.

Br. Nicht paßt? warum nicht?

W. Alles dessen, was wir Leckerbissen nennen, können wir entbehren, ohne Nachtheil unserer Gesundheit und unseres Lebens.

Br. Und jener Freuden könnten wir nicht entbehren?

W. Wenn du willst, ja! und auch, nein! Wir können es, wie ich Leute gekannt habe, die mehrere Jahre, ohne die gehörige Bewegung, lebten. Endlich aber fallen doch die Folgen jenes Mangels auf die Ruhe und Heiterkeit des Herzens zurück; und deine jetzige mürrische Laune ist nichts anders, als das.

Br. Behauptung ohne Beweis!

W. Läßt dir Gott noch zehn Jahre das Leben, und dein Eigensinn wächst nicht nach eben dem Maaße, in welchem deine Unzufriedenheit wachsen wird — und ich möchte sagen — muß; sieh, so hast du hier meine Hand, du wirst mirs selbst zugestehen.

Br. Ich zweifle.

W. Und ich wette, so hoch du immer willst. Aber es sollte mir leid thun, wenn du erst dann überzeugt würdest, wenn tausend andere Rücksichten dir zurufen, es sey zu spät.

Br. Behauptung ohne Beweis, sage ich! Ich bin nicht Gatte und nicht Vater und habe doch nun fast vierzig Jahre glücklich gelebt. Was ich bis jetzt konnte, werde ich immer können.

W. Was du bis jetzt konntest, wirst du nicht immer können! Geh nur selbst in die bisherige Geschichte deines Lebens zurück. Die Jahre der

Kindheit kommen hier nicht in Betrachtung. Als Jüngling hattest du Hofnungen und Aussichten, die deinem Herzen Beschäftigung gaben. Der ofnen Seele ströhmten von allen Seiten Freuden entgegen. Es konnte nicht leicht eine Leere im Herzen entstehen; wenigstens konnte sie, bei den Zerstreuungen allen, nicht anhaltend seyn. Im männlichen Alter fingst du an, die Früchte deines Fleisses zu erndten. Ansehen und Rang hatten den Reitz der Neuheit. Der Triumph, über manches Hinderniß gesiegt zu haben, wog manchen Verdruß auf. Neugeknüpfte Bande der Freundschaft, und abwechselnde Geschäfte und Verhältnisse drehten dich unaufhörlich in schnellen Kreisen herum. Mit einem Worte, du hattest immer noch etwas, das du liebtest, wodurch dir das Menschengeschlecht werth und das Leben interessant ward. Dabei fühltest du nicht, wieviel du entbehrtest, aber, glaube meiner Erfahrung, das wird nicht mehr lange so seyn.

Br. Ich sehe nicht ein, warum nicht.

W. Und ich wundre mich, daß du es nicht einsiehst, oder nicht einsehen willst. Gesteh mir aufrichtig, Bruder, schmecken dir die Vergnügungen noch, die dich vor zwanzig, und vielleicht vor zehn Jahren noch, berauschten?

Br. Bedarf das der Frage?

W.

W. Oder hast du noch so viele Wünsche, wie sonst, und würdest du dir schmeicheln können, sie erfüllt zu sehn, wenn du sie hättest?

Br. Und wozu die Fragen?

W. Nur ein wenig Geduld, es wird sich gleich zeigen! Auch habe ich noch nicht alles gefragt. Ich sprach von den Wünschen; ob du ihrer noch so viele hättest, als sonst: und meinst du denn ferner, daß du dich jetzt über eine erfüllte Hofnung — sey sie noch so wichtig! — so innig freuen würdest, als du dich über den ersten kleinen Titel freutest? Oder meinst du, daß dir das Leben, ohne Freuden, immer wichtig, immer werth und angenehm seyn werde?

Br. Ich will nein antworten — das willst du doch?

W. Nicht, weil ich will; sondern, weils wahr ist, sage, nein, und dann sind wir, wohin ich wollte.

Br. Und das wäre?

W. Auf dem Punkte, aus welchem du die Sache ansehen mußt; wenn du beurtheilen willst, ob du, was du bis itzt konntest, immer können wirst, wie du vorhin sagtest.

Br. Und auf diesem Punkte, dünkt mich, sind wir bei weitem noch nicht, wenigstens hast du mich auf demselben nicht so gestellt, daß ich deiner Meinung seyn könnte. Denn alles, was du

aus deinen Beweisgründen folgern kannst, ist nichts mehr und nichts weniger, als daß ich bisher andere Freuden hatte, die mir Ersatz waren, für die Freuden des Gatten und Vaters, deren ich entbehrte: daß jene ihren Reitz für mich zum Theil verloren haben, zum Theil verlieren werden, und daß ich dann das Traumbild meines Glücks werde dahin schwinden sehen.

W. Und ist denn das nicht genug? Hieße es nun nicht der Feind seiner daurenden Zufriedenheit seyn; wenn man diesem Dahinschwinden nicht vorbeugen wollte? Hieße es —

Br. Ein wenig Geduld, Bruder. Du hast das wichtigste in dem, was ich vorhin sagte, überhört. Ich sagte nicht, was ich aus deinen Beweisgründen folgerte; sondern was du vielleicht daraus folgern könntest.

W. Du oder ich, gilt mir einerlei, genug, wenn es nur folgt.

Br. Freilich, wenn es nur folgt; aber es folgt noch nicht! denn hier kommt es darauf an: Können jene Freuden des Gatten und Vaters auch für mich, der ich keinen Sinn dafür habe, Ersatz anderer Freuden seyn? Und müßten denn nicht auch diese ihren Reitz in meinem Auge, mit der Zeit, verlieren, wie ihn alles übrige verlor? Du fühlst

doch,

doch, daß diese zwei Fragen noch sehr zur Vollständigkeit deines Räsonnements fehlen?

W. Nach deinen Voraussetzungen mögen sie allerdings fehlen; zum Glück bin ich aber nicht wegen der Antwort verlegen.

Br. Und ich bin begierig sie zu hören.

W. „Ich habe keinen Sinn, sagst du, für diese Freuden." Lieber Bruder, jede Menschennatur hat Sinn für das, wozu der Schöpfer sie bestimmte. Sieh um dich her, war es nicht Anlage, mußte es nicht Wille des Schöpfers seyn, daß künftige Geschlechter aus den itzigen sproßten? Im Paradiese selbst, wo der Zauberreitz des Frühlings der Natur und neue herrliche Scenen ihn umgaben, fehlte dem Menschen eine Gefährtin des Lebens. Warlich, nur die äußerste Verstimmung des Naturgefühls kann jene Empfindungen betäuben.

Br. Laß es seyn, daß mein Naturgefühl verstimmt, und diese Empfindungen in mir betäubt sind. Immer einerlei, ob dies, oder ob Grundanlage in mir die Ursach ist; genug, so wie ich jetzt bin, habe ich keinen Sinn für die eheliche Glückseligkeit, und fühle keine Sehnsucht darnach.

W. Gut, ich will dir auch das zugeben auf einen Augenblick; weißt du aber auch wol, daß jedes auf eine Zeitlang betäubte Gefühl mit desto

größerer Kraft über lang oder kurz erwacht? Glaubst du, daß irgend eine Flitterphilosophie, oder eine Kette von Ausschweifungen, oder Stolz im Stande sind, die Natur zu unterdrücken, und ihre Stimme zu dämpfen? Sie fordert endlich ihre Rechte, und immer desto lauter und nachdrücklicher, je länger sie schwieg. Es ist damit, wie mit der Reue nach einer unglücklichen That: oft kommt sie spät; aber sie kommt gewiß, und am heftigsten dann, wenn sie nichts mehr verbessern kann. Und überdies, wie kannst du, Enthusiast in der Freundschaft, sagen, daß du keinen Sinn für die Freuden des Gatten hättest?

Br. Ich, der Enthusiast in der Freundschaft, wie du mich zu nennen beliebst, sage das; weil mein Freundschaftsgefühl nur immer einer Männerseele begegnen kann.

W. Hm! — Hast du denn aber einen Freund? Versteh mich wohl, einen Freund, in der ganzen, wahren, vollen Bedeutung des Worts!

Br. Ich habe einen Bruder, schlimm genug, wenn er nicht mein Freund ist, in der ganzen, wahren, vollen Bedeutung des Worts!

W. Dieser Bitterkeit hatte ich mich nicht versehen, so natürlich sie vielleicht bei deiner heutigen Laune seyn mag.

Br. Sage lieber, so natürlich sie nach dem Faden des Gesprächs war.

W.

W. Deswegen will ich auch ganz aufrichtig darauf antworten. Sieh, ich bin dein Bruder, und Gott ist mein Zeuge, daß ich dich liebe, wie Brüder es sollen. Heilige Bande des Bluts, Aehnlichkeit der Schicksale und gleichgestimmte Gefühle verknüpften uns mit einander, und doch waren wir uns nur eine kurze Zeit das, was Freunde sich seyn können — und werden es uns in Zukunft immer weniger seyn; weil wir getrennt sind, und oft, wenn der eine hiehin will, der andere dorthin muß. Denke dir dagegen eine Gattin, die kein anderes Interesse hat, als das deinige; mit dir lebt und mit dir zieht, und müste sie Vater und Mutter verlassen; die nie in ein Verhältniß kommen kann, daß sie gegen deine Entwürfe arbeiten müste, wie der Freund es oft muß; deren Herz nicht getheilt ist, wie es das Herz des Freundes oft ist und seyn muß; die täglich und stündlich Gelegenheit hat, dir ihre Liebe zu beweisen, und —

Br. Und — die ein Weib ist, setze nur gleich hinzu. Ich habe dir schon gesagt, daß mein Gefühl keiner andern, als einer Männerseele begegnen kann.

W. Und die Ursach?

Br. Jede Kraft wird geschwächt, wenn nicht eine gleiche Kraft auf sie zurück wirkt.

W. Und wer hat dir gesagt, daß die weibliche Seele nicht Kraft hat? — Ich kenne kein Erforderniß zur Freundschaft, wozu sie nicht die Anlage hätte. Geh in die Geschichte zurück, wenn du nicht lebendige Beispiele willst. Gab es nicht Weiber, die der Gefahr trotzten; die ein Unrecht bis in das innerste der Seele fühlten, und sich ihm widersetzten; die für ihren Gatten, Bruder, Freund, Vater jede Aufopferung übernahmen; die mit Größe der Seele Zärtlichkeit und sanfte Gefühle verbanden?

Br. Es soll ihrer einige gegeben haben; wären sie nur nicht so selten gewesen, daß jeder Schriftsteller, wenn er von ihnen spricht, hinterher Mirakel! ruft.

W. Auch männlicher Tugenden wird in der Geschichte, als ausserordentlicher Erscheinungen, gedacht. Du must nicht blos gut seyn, mein Bruder, um in der Geschichte zu glänzen; sondern du must auch auf deinem Platze so hoch stehen, daß die Menge dich sieht; du must Gelegenheit finden, mit deinem Lichte zu leuchten. Wenn du daher so wenige Weiber im Tempel des Nachruhms aufgestellt findest; so must du auch bedenken, daß die weiblichen Tugenden größtentheils für das stille Verdienst bestimmt sind. Die zärtlichste Gattin, die sorgsamste Hausfrau, die thätigste Wirthin, die liebvollste

ste Mutter ist vielleicht in einer mittelmäßigen Stadt am wenigsten gekannt; weil nicht das Publikum, sondern ihr Haus und einige wenige freundschaftliche Familien ihren Wirkungkreis ausmachen.

Br. Deine Lobrede auf das schöne Geschlecht ist künstlich genug herausstudirt; schade nur, daß ihr die Erfahrung mit lauter Stimme widerspricht!

W. Wie das? Widerspricht? Mich dünkt, alles, was ich gesagt habe, folgt aus der Natur der Sache und wird durch Beispiele, die du täglich sehen kannst, hinlänglich bestätigt.

Br. Und woher denn die große Menge unglücklicher Ehen?

W. Wahrhaftig nicht daher, weil es dem zweiten Geschlechte überhaupt an den Eigenschaften fehlt, die zu einer glücklichen Ehe erforderlich sind. Der Grund unglücklicher Ehen liegt tiefer!

Br. Tiefer doch nicht, als in —

W. Davon ein andermal, wenn dirs beliebt, jetzt würde uns diese Untersuchung zu weit von dem eigentlichen Punkte unserer Streitfrage abführen.

Br. Wenn sie nur nicht so sehr mit in Rechnung zu bringen wäre?

W. Eben deswegen wollen wir sie nicht ganz übergehen; nur zur Beantwortung deines Einwurfs, daß die Freuden des Gatten und Vaters für dich nicht Ersatz anderer Güter seyn könnten, gehört sie nicht.

Br. Weil du darauf nur im allgemeinen antworten willst, ohne Zweifel; und dann gebe ich dir zu, daß zum Gefühl der Glückseligkeit dem Menschen Freuden des Lebens nöthig sind; gebe zu, daß auch selbst ich, wenn ich eine Gattin fände, die meinem Ideale entspräche, die Vereinigung mit ihr für ein Glück halten würde; aber nun meine zweite Frage!

W. Ich besinne mich nicht gleich, welche sie war.

Br. Es war die, bei der ich dich mit deinen eigenen Waffen schlagen werde. Dein ganzes vorheriges Räsonnement lief doch darauf hinaus, daß die Glückseligkeiten meines bisherigen Lebens ihren Reitz nach und nach für mich verloren haben, und zum Theil noch verlieren werden, und daß ich daher, wenn ich auch einige dreißig Jahre froh gewesen wäre, es doch nicht im funfzigsten seyn könnte, wofern ich nicht wieder mein Herz an etwas neues hinge.

W. Allerdings.

Br. Und dieses neue, daß mein ganzes Herz ausfüllen, meiner Seele Beschäftigung geben,

meine Wünsche auf einen Punkt richten sollte, wäre nach deiner Meinung die Ehe.

W. Freilich; aber hier noch immer mit der Voraussetzung, daß sie glücklich ist.

Br. Und durch diese würde ich dann immer — du verstehst mich doch recht? ich rede von einer glücklichen Ehe — durch sie würde ich dann immer in dem Leben eine Wohlthat finden und mich meines Daseyns freuen?

W. Ich verstehe dich ganz, und sage ja.

Br. Und fühlst den Widerspruch nicht?

W. Worin einen Widerspruch?

Br. In deinen eigenen bündig bewiesenen Gedanken!

W. Ich glaube, du scherzest.

Br. Nein, nein im mindesten nicht; aber ich kenne dich schon, du weist dich im Disputiren, wie ein Aal zu winden; ich muß dich noch fester zu halten suchen. — Höre einmal, Bruder, wenn ich dir vorhin gesagt hätte: ich finde noch an allen Vergnügungen der Jugend, an jeder Tändelei, kurz an allem, was sonst meine ganze Freude ausmachte, einen herzlichen Gefallen — was würdest du mir geantwortet haben?

W. Was ich eben jetzt sagte: daß du scherztest.

Br. Und wenn ich ernsthaft gethan, und immer dasselbe behauptet hätte?

W.

W. So würde ich dir aus der Natur der menschlichen Seele darzuthun gesucht haben, daß nothwendig, mit den reifern Jahren, der Geschmack an den jugendlichen Spielen und an Tändeleien fallen müsse, und daß der Besitz eines jeglichen Gutes, das nicht unmittelbar zu unserm Leben unentbehrlich ist, uns gleichgültig werden müsse, sobald es keines Zuwachses mehr fähig ist; daß — —

Br. Schon genug nun! Du würdest also — siehst du denn das nicht? — gewisse Grundsätze angeführt haben, woraus ganz augenscheinlich folgte — daß auch für mich die Freuden des Gatten nothwendig ihren Reitz verlieren müßten, gesetzt auch, daß ich eine Zeitlang meine Glückseligkeit darin fände.

W. Ganz recht, ich besinne mich, das war deine zweite Frage, und ist also auch der Ort, wo du mich mit meinen eigenen Waffen schlagen wolltest.

Br. Oder vielmehr, wo ich dich schon geschlagen habe.

W. Behüte der Himmel! — wo du mich nie schlagen wirst; denn alles, was ich zugeben kann, ist, daß die Befriedigung der Sinnlichkeit — deren ich aber bis jetzt mit keinem Worte erwähnt habe, — ihren Reitz verlieren muß. Jene edleren Zwecke der Ehe sind diesem Schicksale

sale nicht unterworfen, können ihm nicht unterworfen seyn!

Br. Also in Ansehung ihrer nimmt die Seele eine andere Natur an: sie sind eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, daß alles durch die Gewohnheit gleichgültig wird?

W. Lege nicht zuviel Gewicht auf dein alles, es fehlt noch ein kleiner Beisatz, alles, nämlich, was da bleibt, wie es ist.

Br. Dachte ichs doch, daß du wieder eine Distinktion bei der Hand haben würdest.

W. Aber eine sehr nothwendige Distinktion! Es ist ein großer Vorzug der Freundschaft, daß man ihrer stillen Glückseligkeit nie überdrüßig wird. Jeder kleine Zwist selbst — vorausgesetzt, daß das Herz sich nicht darein mischt — geben ihr Nahrung. Man lernt sich täglich genauer kennen, man nimmt immer mehr und wärmern Antheil an einander. Kleinigkeiten werden uns wichtig, wenn sie den Geliebten betreffen. Man erinnert sich verflossener Zeiten; genießt ihre Freuden bei der Rückerinnerung noch einmal, und freut sich selbst der Leiden, wenn sie überstanden sind.

Br. Und warum ist mir dazu eine Frau nothwendig, warum kann es nicht eben so gut ein männlicher Freund seyn?

W. Weil du eher zehn Frauen, die das Glück deines Lebens machen, finden wirst, als einen Freund, wie ich vorhin schon gesagt habe. Was in der Freundschaft Enthusiasmus seyn würde, ist in der Ehe natürlich. Die vernünftige Frau kann nicht anders, als deine innigste Freundin seyn; und dein innigster Freund würde oft unvernünftig handeln, wenn er es ihr in der Anhänglichkeit, Aufopferung und zuvorkommenden Gefälligkeit gleich thun wollte.

Br. Dafür finde ich allein bei einem Manne, was zur dauerhaften Freundschaft unentbehrlich ist: Aehnlichkeit der Denkungsart, Gleichheit der Grundsätze und der Stärke in den Empfindungen und in der Thatkraft!

W. Und eben jene Verschiedenheit des weiblichen Charakters und des unsrigen hat die glücklichsten Folgen. Sie ist es, durch welche der männlichen Stärke, Biegsamkeit und sanftes Gefühl beigemischt wird, und durch welche sich wieder die zartere weibliche Seele an unsere Festigkeit gewöhnt.

Br. Ist sie es denn aber nicht auch, durch welche Mißklang in die Ehe kommt, wie, wenn zwei ungleiche Saiten neben einander aufgespannt werden? Wie ist es dem ernsten Manne möglich, sich an die Weichlichkeit und Tändeleien des Weibes zu schmiegen? Wie kann sich die Frau bis zu

einer Denkungsart, die ihm unter langen Geschäften und bei so vielen abwechselnden Verhältnissen eigenthümlich ward, umbilden, sie, die die Welt fast nie anders, als durchs Fenster sieht, und deren Wirkungskreis, wie du vorhin selbst sagtest, auf ihr Haus und einige wenige freundschaftliche Familien eingeschränkt ist?

W. Die Erfahrung zeigt, daß es möglich ist, und ich begreiffe auch ganz wohl, wie es zugeht. Das, worin beide Theile gleich anfänglich eins sind, ist Liebe und zuvorkommende Gefälligkeit. Dabei wird ihnen die Verschiedenheit ihrer Denk- und Sinnesart nicht so augenscheinlich, und der Abstand erscheint in ihren Augen viel kleiner, als er oft ist. Nach und nach kommen einzelne Vorfälle, die einen jeden darstellen, wie er ist; Ueberlegung lehrt, sich nach einander zu richten; der längere Umgang formt sie in andere Gestalten um, ohne daß sie es merken, und —

Br. Und der bravste Mann wird mit der Zeit ein Weib!

W. Wird er das, so ists nicht gut; wird aber seine Rauhigkeit gemildert, sein Eigensinn zum Nachgeben geschickter gemacht, seine Heftigkeit gemäßigt — so ist er, was er seyn soll nach der Anlage des Schöpfers, und was er seyn muß, wenn er glücklich seyn will.

W.
Glück d
einen F
Was i
würde,
tige Fra
Freundi
öft unve
Anhäng
den Gef
Br.
was zur
ist: Ae
der Gru
dungen
W.
lichen Ch
lichsten
männlich
Gefühl b
wieder d
stigkeit g
Br.
welche M
zwei ung
werden?
ch an di
zu sch

Br.

Br. Das ist im Grunde denn doch Ueberdruß des Lebens und Unzufriedenheit mit der Welt; und beides wird mich treffen, wenn ich dazu geneigt bin, sobald das Alter mich stumpf macht, und längere Erfahrung meine Wünsche einschränkt — ich mag verheirathet seyn, oder nicht.

W. Und gesetzt du wärest so glücklich in deiner Ehe Kinder zu haben!

Br. Freilich sind die ein Band mehr, durch welches man an das Leben gefesselt werden kann.

W. Und gerade das Band, durch welches der Mann in dem reifern Alter gleichsam wieder auflebt. Für sie wünscht und hoft er wieder, wie in seiner Jugend; an ihren kleinen unbedeutenden Spielen nimmt er wieder Theil; ihre Freuden werden die seinigen; für sie ist er thätig; ihnen opfert er gern manchen Vortheil auf; ihretwegen wird ihm seine Gattin werther; sein Herz öfnet sich neuen Gefühlen, und trinkt in ihnen die Fülle des Erdenglücks. Sieh einen guten Vater, welchen du willst, bist du im Stande, ihm mit Schätzen der Erde eine Freude zu schaffen, wie sie ihm die tändelnde Schmeichelei des Kindes macht? Kannst du sagen, daß dir —

Br. Höre Bruder, du hast mein System schon halb wankend gemacht. Laß uns jetzt davon abbrechen. Mit dem mündlichen Dispu-

Br. Wenn ich dir nun auch einmal zugeben wollte, daß dies alles eine gewisse Glückseligkeit gewähren könnte: so must du auch gestehen, daß ihr ganzer Umfang nicht länger dauren kann, als in uns überhaupt noch ein wärmerer Antheil an der Welt fortdauert. Je kaltblütiger wir werden, je weniger unsere Sinne und unser Herz für die Freuden des Lebens Gefühl behalten, desto mehr muß auch diese Glückseligkeit abnehmen, und endlich ganz verschwinden.

W. Das ist natürlich, daß jene Rosengestalt der Zärtlichkeit verwelkt, in welcher der Jüngling und das Mädchen den Himmel suchen —

Br. Und doch legtest du vorhin ein so großes Gewicht darauf, daß eben durch die Ehe der Ueberdruß des Lebens, und die Unzufriedenheit mit der Welt verhütet würden.

W. Ueberdruß des Lebens und Unzufriedenheit mit der Welt habe ich wol nicht gesagt; davor ist jeder vernünftige Mann hinlänglich gesichert, wenn er seine Bestimmung kennt. Wenn ich nicht irre, sagte ich, daß dir mit der Zeit das Leben nicht mehr so interessant, und das Menschengeschlecht nicht mehr so werth seyn würde, wenn du durch kein engeres Band mit diesem verknüpft, und durch keine Wünsche und Hofnungen mehr an jenes gefesselt wärest.

Br.

Br. Das ist im Grunde denn doch Ueberdruß des Lebens und Unzufriedenheit mit der Welt; und beides wird mich treffen, wenn ich dazu geneigt bin, sobald das Alter mich stumpf macht, und längere Erfahrung meine Wünsche einschränkt — ich mag verheirathet seyn, oder nicht.

W. Und gesetzt du wärest so glücklich in deiner Ehe Kinder zu haben!

Br. Freilich sind die ein Band mehr, durch welches man an das Leben gefesselt werden kann.

W. Und gerade das Band, durch welches der Mann in dem reifern Alter gleichsam wieder auflebt. Für sie wünscht und hoft er wieder, wie in seiner Jugend; an ihren kleinen unbedeutenden Spielen nimmt er wieder Theil; ihre Freuden werden die seinigen; für sie ist er thätig; ihnen opfert er gern manchen Vortheil auf; ihretwegen wird ihm seine Gattin werther; sein Herz öfnet sich neuen Gefühlen, und trinkt in ihnen die Fülle des Erdenglücks. Sieh einen guten Vater, welchen du willst, bist du im Stande, ihm mit Schätzen der Erde eine Freude zu schaffen, wie sie ihm die tändelnde Schmeichelei des Kindes macht? Kannst du sagen, daß dir —

Br. Höre Bruder, du hast mein System schon halb wankend gemacht. Laß uns jetzt davon abbrechen. Mit dem mündlichen Dispu-

tiren wird am Ende doch nichts ausgerichtet. Tausend Gedanken, die von der äussersten Wichtigkeit wären, übersehe ich immer, unterdessen daß du sprichst und in dem Augenblick wird eine Vorstellung von zehen andern verdrängt. Indessen wichtiger ist mir der Gegenstand geworden, und wenn du willst: so werde ich dir, sobald ich nach Hause komme, meine Gedanken schriftlich mittheilen. *)

W. Aber schreib mir, was du für wahr hältst, nicht was du für wahr halten willst!

*) Diese Briefe sollen im zweiten Theile folgen.

Ueber die deutsche Rechtschreibung.

Unsere deutsche Rechtschreibung hat bis jetzt einem öffentlichen Gebäude geglichen, welches den meisten Einwohnern ganz bequem und dauerhaft schien. Wenn sich einmal ein Bauverständiger die Mühe gab, es genauer zu untersuchen; so fand er freilich überall Mangel der Festigkeit und des Ebenmaßes; aber er glaubte auch meistentheils, daß dem Uebel noch durch kleine Reparaturen abzuhelfen seyn würde. Daher kam

es, daß einmal über das andere hier ein Fenster eingerissen, dort eine Treppe angelegt, und dies und jenes verbessert ward. Jeder, der Hand an das Werk legte, überredete sich und andere, daß das Gebäude nun wieder Jahrhunderte stehen, und jedes Kennerauge befriedigen würde; und doch fanden seine Nachkommen immer wieder so viel zu verändern, daß man hätte glauben sollen, es habe vor ihnen noch niemand die Regeln der Baukunst verstanden.

Die Nothwendigkeit der Abänderungen wurde indessen so einleuchtend bewiesen, als es sich jedesmal thun ließ, und die Einwohner ließen sichs meistentheils gefallen, daß man einriß und aufbaute, wie, wenn und wo es einem jeden beliebte. Endlich kam man aber auf den Einfall, der unter allen vielleicht der natürlichste war: daß wol die ganze erste Anlage des Gebäudes fehlerhaft seyn möchte, und daß also, um des ewigen Ausbesserns überhoben zu seyn, kein anderer Rath wäre, als es ganz abzubrechen, und von Grund auf ein neues zu bauen.

So wahrscheinlich dies seyn mochte; so konnte es doch nicht anders, als ein großes Aufsehen machen und viel Geschrei erregen. Denn da waren von den Einwohnern nun schon so viele seit einer langen Reihe von Jahren mit dem alten Hause so bekannt geworden, daß sie fast blind-

lings durch jeden Gang, in den Keller und auf den Boden gehen konnten. Denen schien die Neuerung gefährlich; weil sie fürchteten, sie möchten in ihren alten Tagen nimmermehr wieder so bequem und sicher überall zurechte finden lernen. Sie waren eben deswegen auch schon bis itzt mit dem Ausbessern unzufrieden gewesen; denn es traf sich bisweilen, daß sie von ihren Kindern ausgelacht wurden, wenn sie etwa an eine neuaufgerichtete Seule liefen, oder auf einer neumodischen Treppe stolperten. Sie meinten überdies, es sey unverantwortlich, ein Gebäude niederzureissen, in welchem schon ihre Väter so gut und bequem gewohnt hätten.

Die Kunstverständigen, denen jener Einfall gehörte, hatten dies alles längst voraus gesehen; sie hatten sich aber auch entschlossen, keinen Fingerbreit nachzugeben, solange man sie nicht überführt haben würde, daß sie Unrecht hätten. Welche gute und edle That würde je geschehen, wenn vorher über ihren Werth oder Unwerth alle Urtheile vereiniget werden sollten? — dachten sie, und machten im Stillen den Grundriß zu einem neuen Gebäude. Es erschienen von diesen Grundrissen etliche öffentlich. Zum Unglück war kein Baudepartement vorhanden, dem man die Entscheidung der Sache hätte überlassen können. Die Einwohner selbst musten urtheilen; und von

ihnen

ihnen hing es ab, ob überhaupt abgerissen, und nach welchem Plan wieder aufgebaut werden sollte. Die Stimmen der meisten waren getheilt; indessen fanden sich auch hie und da einige, die ihr Kämmerchen niederrissen, und es nach einem von den neuen Grundrissen, oder gar nach einem eigenen, neu aufführten.

Man könnte freilich einen jeden mit seinem Eigenthume schalten lassen, wie er wollte, und einen bloßen Zuschauer abgeben; wenn nur nicht das liebe Gebäude, das uns allen so manche Bequemlichkeit verschaft hat, und in dem so viele ehrenwerthe Männer gewohnt haben, und noch wohnen, am Ende um alles Ansehen, um Festigkeit und Ebenmaß käme.

Ohne Allegorie! Unsere Rechtschreibung hatte ganz ohnstreitig von jeher viele Fehler, deren Abänderung ein großer Vortheil für die Nation war. Es sind derselben noch so viele übrig geblieben, daß die Sprachforscher und Kenner recht haben, wenn sie eine Haupt- und Grundverbesserung anrathen. Allgemein können die besten Vorschläge nie auf einmal angenommen werden; weil Deutschland keine Akademie seiner Sprache, und keine Hauptstadt hat, deren Ansehen überall entscheiden könnte. Es müssen daher Vorschläge von Einzelnen geschehen, sie müssen von Einzelnen geprüft, und nach und nach, wenn

sie den Probierstein der Kritik ausgehalten haben, eingeführt werden.

Bei jeder Neuerung sollte man indessen, nach meiner Meinung, sehr behutsam gehen. Man sollte sie nicht eher einführen, als bis man reiflich erwogen hätte; ob nicht vielleicht an ihre Stelle etwas besseres gesetzt werden könnte, und ob sie auch gewiß mehr Nutzen als Schaden stiften würde. Selbst, wenn man das Gewicht des Nutzens größer als des Schadens fände, würde man noch bedächtig zu Werke gehen müssen; wenn nicht das Uebergewicht sehr entscheidend wäre. Denn das Gute und Böse des Alten, welches wir vor Augen haben, läßt sich, da es etwas wirkliches ist, viel bestimmter angeben, als die Folgen des Neuen, das nur immer, wie jedes Zukünftige, mit dem Maßstabe des Wahrscheinlichen gemessen werden kann.

Es wird daher meinen Lesern hoffentlich nicht unangenehm seyn, hier einige der vornehmsten Gründe gegen die neuesten Vorschläge zu einer veränderten Rechtschreibung zu finden. Ich werde mich nicht über einzelne Regeln derselben ausbreiten; sondern nur ihren Hauptgrundsatz: Man muß das Gehörte der guten Aussprache nach den Regeln der Sparsamkeit schreiben, zum einzigen Augenmerk meiner Untersuchungen machen.

Die

Die erste Frage, die man aufwerfen kann, und die man, wenn es uns um ein sicheres Resultat zu thun ist, schlechterdings aufwerfen muß, ist: **beruhet dieser Grundsatz auf der Natur der Sachen?** Ist es eine an und für sich nothwendige Beschaffenheit der Schrift, daß sie sich nach der Aussprache richten muß? Es ist augenscheinlich, daß sich die Gestalt der ganzen Untersuchung verändert, je nachdem diese Frage entschieden wird. Denn antwortet man „nein!“ so ist der Grundsatz, der für die neue Rechtschreibung angenommen wird, eine **willkührliche** Regel, an deren Stelle man eben so gut irgend eine andere setzen kann, und — vielleicht auch, bei dem Hange des Menschen zur Veränderung, über lang oder kurz wirklich setzt. Läßt es sich dagegen darthun, daß die Schrift, nach ihrem Begriffe, keine andere Regel, als die Aussprache, haben kann und darf: so hatten unsere Vorfahren unrecht, wenn sie für die Schrift besondere Gesetze entwarfen; und so sind wir mit der Annahme jenes Grundsatzes auf dem sichern Wege, eine vernunftmäßige, und bleibende Rechtschreibung zu erhalten.

Und das scheint Herr Hemmer, ein Mann von bekannter Gelehrsamkeit und Sprachkenntnis auch zu meinen, wenn er sagt: *) **Was ist di schrift!**

*) S. Kern der deutschen Sprachkunst und Rechtschreibung. S. 113.

schrift! Es sind gewisse züge auf dem papire (oder was sonst di stelle des papires fertrit), durch welche wir di laute des mundes abbilden, und gleichsam dahin malen. Gleichwi also ein maler in den zügen seines pinsels sich nach nichts anders, als nach dem gegenstande, den er abbilden wil, zu richten hat: so ist auch di einzige regel des schreibenden der laut des mundes, den er durch die feder abzeichnen will, oder die aussprache."

Es ist augenscheinlich, daß der Mahler bei der Darstellung eines Bildes von einem sichtbaren Gegenstande, zu tadeln wäre, wenn er seinen Pinsel durch irgend etwas anders, als durch die Gesetze der Nachahmung leiten ließe; und der Schreibende würde sich mit dem Mahler in einem gleichen Falle befinden, wenn die Schrift sich zur Aussprache verhielte, wie sich das Gemählde zu dem sichtbaren Gegenstande verhält. Findet denn aber dieses Verhältniß in der That statt? — Mir scheint es nicht so.

Aussprache und Schrift sind, wenn wir jene Vergleichung beibehalten wollen, beide Gemählde; und der Gegenstand, den sie abbilden sollen, ist der Gedanke. Sie sind aber Gemählde oder, eigentlicher zu reden, Zeichen für ganz verschiedene Sinne. Die Aussprache bezeichnet den

den Gedanken für das Ohr, die Schrift bezeichnet ihn für das Auge. So verschieden also die Natur des Auges von der Natur des Ohrs ist, so verschieden müssen durchaus auch die für sie bestimmten Zeichen seyn; und es ist möglich, daß dieselben gar nicht in dem geringsten Zusammenhange stehen. So wie es Pantomime giebt, die dem Auge Gedanken abbildet, ohne den mindesten Bezug auf irgend einen Laut zu haben; so giebt es auch eine Schrift — ich meine die Hieroglyphen, — die der Taubgeborne, der nicht weiß, was sprechen heißt, lesen könnte. Und wenn die Philosophen den Vorschlag zu einer allgemeinen Schriftsprache thaten, so setzten sie immer voraus, daß diese Schrift mit keinem ausgesprochenen Worte in Zusammenhange stehen; sondern ein jeder das Wort seiner Landessprache beim lesen derselben gebrauchen sollte.

Hieraus erfolgt, daß an und für sich Aussprache und Schrift nicht von einander abhängen müssen. Es giebt aber einen Grund, einen hinlänglich wichtigen Grund, warum es gut ist, beide mit einander in eine sehr genaue Verbindung zu setzen. Denn sind die Zeichen für das Auge und die für das Ohr völlig unabhängig von einander, so daß jene, ohne sich auf diese, und diese, ohne sich auf jene zu beziehen, die Gedanken ausdrücken; so entsteht die Nothwendigkeit, zwei

verschiedene Sprachen, eine zum Sprechen, und eine zum schreiben, zu erlernen; wie dies der Fall bei den Chinesen ist. Wie große Unbequemlichkeiten aber damit verknüpft sind, fällt auch bei eben diesem Volke in die Augen.

Aus diesem Grunde war es ein sehr glücklicher Einfall, eine Schrift einzuführen, durch welche die ausgesprochenen Wörter und die Schrift in eine solche Beziehung auf einander gesetzt wurden, daß diese jene, und umgekehrt auch jene diese bezeichnen konnte; und man folglich zum schreiben und lesen nur einer und eben derselben Sprache bedurfte. Wenn es uns daher um Genauigkeit zu thun ist: so dünkt mich, müßten wir sagen: Wort und Schrift sind beide Zeichen der Gedanken, die aber bei uns in einem so genauen Zusammenhange mit einander stehen, daß auch eines wiederum Zeichen des andern ist. Beim Lesen nämlich bezeichnet das Wort die Schrift, und beim Schreiben bezeichnet die Schrift das Wort. Da überdies der Mensch in seinem Leben mehr zu lesen als zu schreiben pflegt; und da Herr Heineke *) gezeigt hat, daß man auch erst schreiben und dann sprechen lernen kann: so ist es einleuchtend, daß man, nach der Natur der Sache, eben so viel Recht hat, zu sagen; „Die

*) Der Direktor des vortreflichen Stummeninstituts in Leipzig.

„Die Aussprache muß sich nach der Schrift richten,“ als man hat, das Gegentheil zu behaupten.

Was sich dagegen einwenden ließe, wäre etwa folgendes. „Man hat doch überhaupt eher gesprochen als geschrieben: die Schrift ward also erfunden, um das Wort zu bezeichnen. Wenn sich nun eines nach dem andern richten soll; so ist es doch wol billiger, daß die jüngere Schrift, als daß das ältere Wort nachgiebt.“ Ich gebe dies zu, wenn davon bei einem Volke die Rede ist, das bis itzt bloß sprach, und nun zu schreiben anfängt. Da wäre es unbillig zu fordern; du Volk must nun anders sprechen, damit deine Sprache kann geschrieben werden; so unbillig vielleicht, als wenn ein Mahler fordern wollte, es sollte sich jemand seine Nase beschnitzen lassen, damit sie seinem verzeichneten Gemählde ähnlich würde; so unbillig, als wenn der Diener fordern wollte, sein Herr sollte einen andern Schritt annehmen, damit er bequemer gehen könnte.

Sollte sich aber der Fall nicht verändern, wenn davon bei einem Volke die Rede wäre, das bereits beides, Aussprache und Schrift, bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gebildet hat, bei dem die eine, wie die andere, zum nothwendigen Bedürfnisse geworden ist? Da, dächte ich, wäre das Verhältniß ohngefähr, wie

zwischen dem Bildhauer und Mahler, die beide ein Ideal der Schönheit kopirten; und da könnte doch wol der Mahler sagen: Freund verändere die Nase deiner Figur, damit sie meinem Bilde ähnlicher werde; zumal wenn er mit Zirkel und Maßstab darthun könnte, daß seine Zeichnung richtiger wäre? Und wenn der Bildhauer nicht folgen wollte; so würde es ihm doch frei stehen, sein Gemählde für richtiger auszugeben? — Da wäre nicht mehr Herr und Diener; sondern ein paar vertraute Freunde, die Hand in Hand einen Weg zurück legen, nach einem Ziele streben. Und der Freund könnte doch wol langsamer gehen, wenn dem andern der geschwindere Schritt zu beschwerlich würde; zumal wenn einer den andern bis itzt immer unterstützte, und wenn er, ohne ihn, längst untergegangen wäre, oder noch untergehen müste?

Oder ist dies nicht genau der Fall mit der Aussprache und der Schrift unter den Deutschen? So wie beide itzt sind, möchte es schwer seyn zu entscheiden, welche der andern ihre Bildung schuldig ist, oder auch nur zu sagen: dies Wort ist eher so gesprochen, als geschrieben worden. Und das müste man noch können, wenn man nach diesem Grundsatze in den Fällen, wo beide von einander abweichen, entscheiden wollte, welche von beiden Recht hätte. Und wie, wenn man

man zum Vortheil der Schrift noch folgendes sagte?

Der Grund, warum der Hochdeutsche, oder Obersächsische Dialekt die allgemeine Büchersprache in Deutschland ward, ist darin zu suchen, weil die Reformation, die in kurzer Zeit so viele Schriftsteller in Bewegung setzte, von den Obersächsischen Ländern herkam. Bei dieser Gelegenheit wurden die übrigen Dialekte, in welchen sonst eben sowohl — und vielleicht die meisten — Bücher geschrieben wurden, nicht aus Grundsätzen dem Obersächsischen nachgesetzt, sondern durch den allgemeinen Gebrauch von ihm verdrängt. In allen Provinzen, in welchen sonst überall eine zum Ober- oder Niederdeutschen gehörige Mundart geherrscht hatte, fingen nun die Gelehrten, oder richtiger zu reden, die Bücherleser an, selbst ihre Aussprache nach dem Hochdeutschen zu formen; so daß man mit der Zeit sogar auf die Kanzel größtentheils nur diese, oder doch eine nach ihr gemodelte Mundart brachte. Noch ward immer nicht so gesprochen, wie geschrieben, und es waren vielleicht nur sehr wenige Schriftsteller, die selbst beinahe so sprachen, als sie, der eingeführten Gewohnheit gemäß, zu schreiben pflegten. Vor etwa funfzig Jahren fing die Liebe zum Lesen in Deutschland an, allgemeiner zu werden. Die

Schrift-

Schriftsteller bereicherten die Sprache mit einer beträchtlichen Anzahl von Wörtern, die nach und nach in Umlauf kamen. Die Leser fingen allmählig an, ihre Aussprache nach der Büchersprache zu verändern; so daß auch in denen Gegenden, wo sonst das Plattdeutsche geherrscht hatte, die Sprache des feinern Umgangs hochdeutsch ward. Und da, wo man sonst immer eine Art von Hochdeutschem geredet hatte, gewöhnte man sich, es richtiger und allgemeiner zu sprechen. Vor etwa zwanzig Jahren sagte in Berlin z. E. wol die gut erzogene Dame noch: „je det is jo wat abscheiliges;" jetzt spricht schon das Kammermädchen richtiger.

Mit einem Worte, nicht nur die von den Schriftstellern neugeprägten Wörter sind ganz ohnstreitig eher geschrieben, als gesprochen worden; sondern auch die ganze hochdeutsche Mundart, wie sie jetzt ist, hat ihre Ausbreitung, Verfeinerung und Berichtigung der Schrift zu verdanken. So daß, wenn Aussprache und Schrift von einander abweichen, gewiß die letztere die größte Vermuthung des Rechts für sich hat.

Ein noch größeres Gewicht erhält dieses Räsonnement auch dadurch, daß selbst die bisherige Rechtschreibung von ihren Verbesserern zum Grunde gelegt wird, um die gute Aussprache im Deutschen auszumitteln. Denn so sagt

Klop=

Klopstock:*) „Deůtschland gestet, durch di algemeine Rechtschreibung, gewissen Gegenden di richtige Ausſprache zu. In einigen Gegenden hört man noch oa, ua, ie, chch, ſcht, diſ an der unrechten Stelle, ſg, und waſ sonſt noch fon dår Art sein mag; allein Nimand schreibt daſ. Anderſwo hört man eſ zwar nicht mer; aber man hört da auch weder eu, (eigentlich eů) noch ǒ, noch ů, noch g. Gleichwol schreibt ganz Deůtschland diſe Buchstaben. Wider in andern Gegenden hört man die letzten, one di ersten. Diſ sind alſo di Gegenden, welchen Deůtschland, durch di algemeine Rechtschreibung, di richtige Ausſprache zugestet.“

Ich sehe sehr wohl ein, daß, wenn man die gute Aussprache des Deutschen festsetzen wollte, kein anderes Mittel übrig blieb, als dieses. Denn wer solte darüber entscheiden? Eine Akademie der deutschen Sprache, und eine Hauptstadt, auf deren Ansehen man sich berufen könnte, hat Deutschland leider! nicht. Man müste also

*) S. über die deutsche Rechtschreibung S. 11. Da die Häckchen unter den Buchstaben, deren sich Klopstock zum Dehnungszeichen bedient, in den Druckereien nicht gewöhnlich sind; so habe ich sie weglassen müssen, und hoffe, daß die Leser auch ohne dieselben diese kurze Stelle verstehen werden.

also, wenn man die bisherige Rechtschreibung aus dem Spiele lassen wollte, blos das Ohr fragen, welcher Dialekt ihm seinen Beifall durch den meisten Wohllaut ablockte. Das würde aber die Sache einem Schiedsrichter übertragen heißen, der darüber eben so wenig unpartheyisch urtheilen kann, als das Auge über die Schönheit der Rechtschreibung *) urtheilt. Denn dem Märker scheint der Oesterreicher, diesem der Pommer, diesem der Schlesier, und so fort immer einer dem andern, eine übeltönende Aussprache zu haben. Niemand urtheilt davon mit einem unbefangenen Kopfe und unverwöhnten Ohre: alle sind sie Richter in ihrer eigenen Sache! Selbst die Ausländer, wenn wir sie zu Rathe ziehen wollten, würden entweder unserer Sprache allen Wohllaut absprechen, oder doch derjenigen Aussprache den Vorzug zuerkennen, die sich am meisten der ihrigen näherte.

Es blieb also, wie gesagt, kein anderer, und gewiß kein kürzerer und sicherer Weg übrig, die gute

*) Der Einwurf, den man gegen die neue Rechtschreibung gemacht hat, daß sie ein für das Auge widriges Ansehen hätte, will gar nichts sagen. Unsere ganze deutsche Schrift hat kein schönes Ansehen; und wie oft hält man nicht das ungewöhnliche für häßlich? — Wenn Golfo di Taranto nicht häßlich aussieht: so kann di Tat auch nicht häßlich aussehen.

gute Aussprache im Deutschen zu bestimmen, als der, den man gegangen ist. Sollte es aber nun nicht ein wenig bedenklich seyn, die Aussprache zum Richter über die Rechtschreibung zu setzen, nachdem man erst die Rechtschreibung zum Richter der Aussprache angenommen hatte? Und möchte nicht doch eine beträchtliche Anzahl von Wörtern übrig bleiben, deren gute Aussprache bei dem allen noch zweifelhaft wäre? Denn in einer und eben derselben Provinz, wo die nach diesem Grundsatze so genannte gute Aussprache herrscht, sind in sehr vielen einzelnen Fällen noch immer die Stimmen getheilt. Klopstock z. E. spricht und schreibt Flanze, Fau, Fand, weil er es für eine veraltete Härte hält, wenn man das P vor dem F im Sprechen hören läßt. Lichtenberg dagegen spricht und schreibt Pflanze, Pfau, Pfand, und will sich aus guten Gründen nicht um das P bringen lassen. Der erstere schreibt är, und viele Obersachsen sprechen es überall so: ließe es sich aber nicht auch vertheidigen, wenn man allenthalben, wo kein Nachdruck darauf liegt, das e in er so kurz spräche, wie es gewöhnlich in lebt er noch? wird er kommen? u. s. w. gehört wird, wo es fast, wie lebt'r und wird'r klingt? Viele sprechen samft, andere sanft — alle rühmen sich in diesen und unzähligen andern Wörtern der guten

Aussprache, und haben sie gewiß auch im Ganzen, wornach sollen aber im streitigen Falle die Ausnahmen gemacht werden? Auch in Ansehung derer Gegenden, denen wir die durchgängige gute Aussprache nicht zugestehen, müssen wir doch bekennen, daß sie hie und da in der Aussprache von uns nachgeahmt zu werden verdienen, wo sie mehr Uebereinstimmung mit sich selbst, oder mit der gewöhnlichen Rechtschreibung, und vielleicht auch mehr Wohllaut haben, als wir.

Doch man setze sich über dies alles hinweg; man kehre sich nicht daran, daß eine und die andere Kleinigkeit der Willkühr des Sprachlehrers, oder eines jeden Einzelnen überlassen bliebe — Der allgemeine Gebrauch würde ohnehin über kurz oder lang etwas entscheiden: — Würde Deutschland nicht durch die Annahme der neuen Rechtschreibung so viel gewinnen, daß es sich kein Bedenken machen müste, alle diese Schwierigkeiten zu verachten, und manche damit verknüpfte Unbequemlichkeit willig zu übernehmen? Mich dünkt, nein!

„Wir würden, sagt man, dadurch den Vortheil erhalten, so zu schreiben, wie wir sprechen und zu sprechen, wie wir schreiben.“ Ich gebe zu, daß es eine große Vollkommenheit einer Sprache wäre, wenn Schrift und Aussprache einander so genau bezeichneten, daß jeder ein

Wort richtig ausspräche, sobald er es geschrieben sähe, und richtig schriebe, sobald er die Aussprache hörte. Aber ist es auch eine erreichbare Vollkommenheit? Es mag eine Art von Verbrechen seyn, sich am Abc zu vergreifen, genug es ist wahr, daß unser Abc und keines in der Welt, vollständig genug ist, um die Töne des Mundes genau zu bezeichnen; und noch viel weniger reicht es hin, die feinen Modifikationen des Tons zu bemerken, die der Sprache Anmuth und Leben geben. Ich denke hier gar nicht an die Deklamation, die nicht geschrieben werden kann, und wol nie geschrieben werden wird. Nicht einmal die Längen und Kürzen der deutschen Sprache werden richtig in der Schrift ausgedrückt werden können; höchstens wird sie der einigermaßen bestimmt andeuten, der diesen Theil der Sprachkunde kritisch studirt hat. *) Und nicht nur dies; sondern auch so viele andere feine Verschiedenheiten in der Aussprache, wo in der Schrift einerlei Buchstaben stehen, nöthigen

 uns,

*) Herr Hemmer scheint dies gefühlt zu haben. Er thut daher den Vorschlag, die Längen und Kürzen gar nicht zu bezeichnen. Ihn und in sieht nach seiner Rechtschreibung einerlei aus. Wird denn aber dadurch etwas gewonnen? Heißt denn das nun schreiben, wie man spricht? Mahlt denn der Mahler gut, der den großen Roland und einen Zwerg gleich macht?

uns, die Hofnung, einst so schreiben zu können, wie wir sprechen, völlig aufzugeben. Eben dies ist ein Grund, warum keine einzige lebendige Sprache, so viel ich weis, genau so geschrieben, wie ausgesprochen wird; und warum es gewis ist, daß wir die todten Sprachen, die wir blos aus Schriften gelernt haben, ganz anders sprechen, als sie die Alten sprachen. Man mache einmal den Versuch: man schreibe dem Ausländer, der unsere Sprache nicht versteht, etwas Deutsches, wie man will; er wird es immer so lesen, daß unser Ohr beleidigt wird. Die Aussprache ist ein Geheimniß, das jede Nation dem Fremden nur nach einem langen Umgange mit ihr anvertraut; sie aus der Schrift zu erlernen, ist unmöglich.

„Unsere Kinder, sagt man ferner, würden ungleich geschwinder lesen lernen." — Es ist nicht zu leugnen, daß das Kind jetzt durch das h und e, die wir als Dehnungszeichen gebrauchen, und vielleicht durch noch einige Besonderheiten unserer Rechtschreibung verwirrt wird. Das fiele hinweg, wenn wir nichts schrieben, was nicht in der guten Aussprache gehört wird. Ein offenbarer Vortheil! — Ist er denn aber auch so groß, daß er mit in Rechnung zu bringen ist? Ich kenne viele Kinder, die in ihrem vierten Jahre ziemlich fertig lesen konnten, und schließe daraus —

zumal

zumal da sie eben nicht nach der vernünftigsten Methode waren unterwiesen worden — daß das Lesenlernen eines nach der gewöhnlichen Recht-schreibung gedruckten Buches, ohnmöglich so viele Mühe kosten kann, als man seit einiger Zeit vorzugeben angefangen hat. Ueberdies, wenn auch ein Kind nach der neuen Rechtschreibung einige Wochen früher lesen lernte; so könnte das doch nur immer ein Kind seyn, dem die gute Aussprache schon geläufig war. Die übrigen lernen beim Lesen — wenn sie nicht etwa mit einem in ihrer landsüblichen Mundart geschriebenen Buche den Anfang machen, — auch eine ganz neue Sprache, und befinden sich mit dem Ausländer beinahe in einerlei Falle: sie werden das Wort, es mag geschrieben seyn, wie es will, nie aus der Schrift richtig aussprechen lernen. Und dann ist auch zu bedenken, daß die Kinder doch entweder nicht nur die neue; sondern auch die alte Rechtschreibung lernen müsten: oder alle ältere Schriften, die gelesen zu werden verdienen, müsten umgedruckt werden. Die Cansteinische Bibel wäre das erste Buch, das diese Umschmelzung erfahren müste, und sie allein sollte uns schon Bedenken machen —!

„Es wird, sagt man endlich, gar keine Mühe machen, richtig zu schreiben, wenn man nichts, als die Aussprache, zu Rathe ziehen darf; an-

statt daß jetzt in der Rechtschreibung so vieles muß auswendig gelernt werden." Es ist wahr, wir müssen jetzt auswendig lernen, welche Wörter mit einem F, oder V, oder Ph, oder Pf geschrieben werden; wo ein doppelter Selbstlaut, oder ein h oder ein e, die Dehnung anzuzeigen, gesetzt werden muß u. a. m. Das fiele bei der neuen Rechtschreibung hinweg; — aber für wen? Blos wieder für die, welche im Besitz der guten Ausspache sind; also für den kleinsten Theil der Nation. Alle übrigen müsten nun, nicht etwa einige Dutzend Wörter, und ein paar allgemeine Regeln, sondern die ganze Rechtschreibung auswendig lernen. Nur die, welche z. E. Bäume sprechen, würden es, ohne alle weitere Regel, auch so schreiben; alle übrigen, die Böme, Behme, Baime, Beime sprechen, müsten auswendig lernen, daß es Bäume ausgesprochen, und also auch geschrieben wird; wenn sie nicht die Regel, das Wort nach seiner Abstammung zu schreiben, mit Sicherheit anwenden dürften. Hauptsächlich würde das bei Wörtern statt finden, die selten vorkommen, wo sich also der, der die gute Aussprache nicht ohngefähr aus Schriften errathen kann, an gar nichts halten könnte; und am meisten bei Wörtern, die man vielleicht nie in der guten Aussprache hört, z. E. in den Ausdrücken des gemeinen Lebens,

der

der Handwerker, der Schiffer, Bergleute u. s. w. die wir jetzt nach ihrer Abstammung, oder nach der Sprachähnlichkeit schreiben, und die daher in der Schrift ganz anders aussehen, als sie klingen.

Und es hinge denn doch damit mancher beträchtliche Schade für unsere liebe Muttersprache zusammen! Anstatt daß wir hoffen könnten, der Ausländer werde uns wegen der genauen Uebereinstimmung unserer Schrift und Aussprache loben; so befürchte ich, er werde lieber alsdenn unsere ganze Sprache nicht anders, als im äussersten Falle der Noth erlernen. Schon itzt klagt er über große Schwierigkeiten, die er in der deutschen Sprache findet, und dann würde er ihrer ungleich mehrere finden; weil die Abstammung der Wörter nicht so leicht in die Augen fiele.

In der That, blos der Gedanke, daß die herrliche Familienähnlichkeit der deutschen Wörter verlohren gehen würde, sollte uns schon zurück halten, die gute Aussprache nach den Regeln der Sparsamkeit zu schreiben! Ich rede hier nicht von derjenigen Verwandschaft, die unsere heutige Sprache in aufsteigender Linie mit der Sprache zu Ottfrieds und Keros Zeiten hat. So weite Anverwandschaften aufzusuchen, ist sehr mühsam und meistentheils ohne Nutzen. Die Fälle sind nur selten, da es mir etwas helfen

kann, zu beweisen, daß vor einigen Jahrhunderten ein bekannter Mann lebte, der mein Urgroßvater war. Aber meinen Onkel oder Großvater zu wissen, und angeben zu können, hat sehr oft einen wichtigen Einfluß auf meine Schicksale. Den Familiennamen zu verändern, giebt oft zu Weitläuftigkeiten und Mißverständnissen Anlaß. Mit den Wörtern hat es dieselbe Bewandniß. Verlieren sie den Charakter ihrer nächsten Abstammung; so gleichen sie den Menschen, die aus einem unbekannten Hause abstammen: sie sind alle Augenblicke der Frage, wer sie sind, ausgesetzt, und müssen ihre Empfehlungen und Kreditive, allenhalben wo sie zum erstenmale erscheinen, in der Tasche tragen, wo hingegen der Sohn eines angesehenen Mannes ohne Umstände willkommen ist. Man nehme z. E. ein abgeleitetes Wort, dem man, wenn es geschrieben ist, die Verwandschaft mit seinem Stammworte sogleich ansieht — jedermann wird es verstehen; fehlt ihm aber das Gepräge seines Ursprungs, so fehlt ihm auch die Verständlichkeit. Der Ausländer müste einige tausend Wörter mehr lernen, wenn er sie nicht an ihrer Abstammung erkennen, und daraus ihre Bedeutung abnehmen könnte.

Für die Deutschen selbst ist dies wichtig, nicht nur in Ansehung derer Wörter, die eine verschie-

dene Bedeutung, aber einerlei Klang haben; sondern auch in Ansehung der Dichtersprache, die wegen ihrer ungewöhnlichern Zusammensetzungen, Wortfügungen und Ideenverbindungen ohnehin schon dunkel wird; und am allermeisten in Ansehung neugeprägter und wenig gebräuchlicher Wörter. Wenn ein neues Wort nach der Sprachähnlichkeit gebildet wird, und in seiner Rechtschreibung noch die Kennzeichen des Stammwortes behält: so erklärt es sich selbst. Wer z. E. zuerst das Wort hauptsächlich schrieb, hatte gewiß nicht nöthig dabei zu sagen, was er darunter verstanden wissen wollte. Man ward gleich beim ersten Anblicke desselben gewahr, daß es von Hauptsache herkam. Gesetzt nun aber, es wäre zum erstenmale nach den Regeln der Sparsamkeit hauptzechlich, wie es in der guten Aussprache lautet, geschrieben worden — wer würde es verstanden haben?

Wenn wir überdies zugeben müssen, daß die Aussprache viel leichteren und geschwinderen Abwechselungen unterworfen ist, als die Schrift; daß Lichtenberg Recht hat, wenn er sagt: die Aussprache zur Richtschnur der Rechtschreibung machen zu wollen, heißt das Gebäude an einen Punkt befestigen, der der hauptsächlichste Grund aller Unfestigkeit desselben ist: so müssen wir mit Grund befürchten, daß in wenigen Jahren

die abgeleiteten Wörter ihren Stammwörtern noch unähnlicher werden, und in der Schrift noch weniger Spuren von ihnen an sich tragen würden, als in der jetzigen Aussprache. In wenigen Jahren würden wir eine ansehnliche Menge von Wörtern haben, in deren Rechtschreibung wir ihre sonstige Gestalt eben so wenig wiederfinden möchten, als man in unserm zwar die Wörter das ist wahr, woraus es höchst wahrscheinlich entstanden ist, wieder findet. Und so würden dann die Wörter der deutschen Sprache in kurzer Zeit nicht einem Volke gleichen, das Jahrhunderte hindurch untereinander verschwistert und verschwähert ist; sondern würden den ersten Einwohnern Roms, einem zusammengelaufenen Gesindel, das kein näheres Band hat, als den gemeinschaftlichen Namen der Landsleute, ähnlich werden.

„Aber, wendet man ein, die abgeleiteten Wörter verlieren ja auch jetzt in der Aussprache das Gepräge ihres Stammworts; warum sollen wir denn also im Schreiben deutlicher seyn, als im Sprechen?" Mich dünkt, wir müsten allerdings dafür sorgen, daß jedes Hülfsmittel, die Deutlichkeit zu vermehren, im Schreiben genutzt würde; wenn es auch im Sprechen entweder gar nicht erreicht werden könnte, oder mit Unrecht vernachläßigt würde.

Wenn

Wenn ich mit meinem Freunde spreche; so kann er mich fragen, im Falle, daß mein Ausdruck ihm nicht verständlich war; wenn ich an ihn schreibe, so ist das Fragen schon umständlicher. Wenn ich einen öffentlichen Vortrag halte, so fällt das augenblickliche Fragen freilich hinweg; auf allen Fall bliebe es aber doch nach geendigtem Vortrage noch übrig, wenn der Gegenstand von Wichtigkeit wäre. Auch sind die Zuhörer meistentheils mit der Mundart des Redenden bekannt. Sind sie es nicht, so entsteht auch die Unannehmlichkeit, daß sie ihn nicht verstehen. Wie viele Prediger z. E. werden nicht blos deswegen ungern gehört, weil sie eine fremde Mundart haben, die ihren Zuhörern nicht geläufig, folglich unverständlich ist. Unsere Schriften dagegen sind selten für einen so kleinen Kreis von Lesern bestimmt. Sie sollen in allen Provinzen Deutschlands, sollen sogar von den Ausländern, die die deutsche Sprache gelernt haben, um die deutsche Gelehrsamkeit zu benutzen, gelesen werden können; und sollen noch unsern Enkeln, vielleicht nach Jahrhunderten, brauchbar bleiben! Sollte dies nicht ein großer, allein hinlänglicher Bewegungsgrund seyn, im Schreiben nach einer Deutlichkeit zu streben, die im Sprechen allenfalls unerheblicher ist? Oder wollen wir uns entschließen, die gute Aussprache

nach den Regeln der Sparsamkeit zu schreiben, und dadurch unsere Nachkommen in die Nothwendigkeit versetzen, so wie wir jetzt französische und englische Uebersetzungsfabriken haben, auch Fabriken anzulegen, in welchen die schwäbischen Bücher ins westphälische, die pommerschen ins österreichische, und die 1800 geschriebenen in das 1850ziger deutsch übersetzt werden? Sollten wir nicht lieber unsern Kanzeleien ihre lateinischen Brocken, und ihre Kanzeleikonstruktionen lassen, als unsere Enkel nöthigen, bei jedem Archiv einen eigenen Entzifferer für die Akten ihrer Väter und Großväter anzusetzen?

Vielleicht dünkt dies manchen übertrieben zu seyn; allein es ist es in der That nicht so sehr, als es beim ersten Anblick scheinen mag. Es giebt in Deutschland bekanntermaßen drei Hauptmundarten, die in ihrem Charakteristischen völlig verschieden sind. Jede derselben hat wenigstens vier, fünf und mehrere Abartungen, die sich auch noch merklich genug von einander auszeichnen. Diese alle kann und wird die gute Aussprache nie verdrängen; denn die bisherige allgemeine Rechtschreibung hat sie nicht verdrängt, und wir sehen sogar, daß der Oesterreicher, der Schwabe, der Westphälinger, der Preusse; wenn sie zwanzig und mehrere Jahre in einer obersächsischen Stadt gelebt haben, noch im-

mer etwas von ihrer vaterländischen Mundart hören lassen. Sie werden also auch, in kurzer Zeit, ihrer Rechtschreibung etwas von ihrem Dialekte beimischen, sobald sie gelernt haben, daß die gute Aussprache die alleinige Regel derselben ist. Nach und nach werden die provinziellen Beimischungen häufiger werden, und oft für die übrigen Provinzen schlechterdings unverständlich bleiben müssen; da die Abweichungen, die in der Aussprache sehr dicht an einander liegen, in der Schrift scharf von einander geschnitten werden. Ein Ton z. E. der in der Aussprache zwischen *a* und o liegt, wird in der Schrift entweder *a* oder o, und entfernt sich mithin im letztern Falle ungleich mehr von der rechten Aussprache, als im erstern.

Will man, zum Beweise, daß diese Furcht vor der zu erwartenden Sprachmengerei nicht ungegründet ist, Thatsachen haben: so wird nichts weiter nöthig seyn, als die seit einiger Zeit in den Gegenden am Rhein erschienenen Sprachlehren aufzuschlagen. Würde es nicht leicht seyn, ihr Vaterland zu errathen, wenn auch desselben auf dem Titelblatte mit keiner Silbe erwähnt würde? Und wenn das von Sprachforschern, von Reformatoren der Rechtschreibung geschieht; was will erst bei dem Gelehrten, der zu Untersuchungen

gen von der Art keinen Beruf fühlt, — und was will bei dem Ungelehrten werden?

Herr Hemmer macht sich auch selbst den Einwurf: „Deutschland wird im Schreiben getheilt seyn“ — und antwortet darauf — „aber was thut das? War es das aufgeklärte Griechenland nicht auch?“ Ich weis nicht, wie viele Deutschen mit dieser Antwort zufrieden seyn werden! War es denn in Griechenland gut, daß man im Schreiben getheilt war; und sollen wir eine Unbequemlichkeit, die wir vermeiden konnten, und bis jezt vermieden haben, blos deswegen gern übernehmen, weil auch das aufgeklärte Griechenland sie duldete? Oder haben nicht die Wissenschaften, der Briefwechsel, der Handel, die Schriftstellerei und die Verbindung mit andern Völkern bei uns eine ganz andere Gestalt gewonnen, als bei den Griechen; so daß ein Umstand, der bei ihnen ein kleines Uebel war, bei uns ein sehr großes seyn kann? Auch würden wir genau in diesem Falle die Geschichte der Griechen rückwärts spielen. Als die Morgenröthe der Wissenschaften bei ihnen anbrach, musten die Schriftsteller, in jedem kleinern Reiche, in dem Dialekte schreiben, den sie sprachen; als aber Athen durch sein Uebergewicht in allen Fächern der Gelehrsamkeit die Achtung des übrigen Griechenlands verdiente, wurde auch der attische Dialekt die

gewöhn=

gewöhnliche Büchersprache. Ganz anders bei uns! Wir haben nun schon seit langer Zeit das Glück gehabt, wenigstens in der Büchersprache übereinzustimmen, und wir sollten nun wieder mit kaltem Blute eine Thür öfnen, durch welche sich unvermerkt die Barbarei der Dialekte einschleichen könnte?

Im Sprechen mag Deutschland immerhin getheilt seyn, das schadet, nach unsern vorhin gemachten Bemerkungen, so viel nicht; ob es gleich immer auch ein Uebel, aber ein unvermeidliches Uebel ist. Dank unserer bisherigen Rechtschreibung, daß es nicht weiter um sich gegriffen hat; daß doch wenigstens die gut erzogenen in jeder Provinz meistentheils übereinstimmig sprechen; und daß unsere Schriften überall können gelesen werden.

Und nun noch eine beiläufige Anmerkung über die Rechtschreibung ausländischer Wörter! Mit Recht sagt Gedike *): „Man würd es lächerlich finden, wenn ein Fremdling, der sich in einem andern Lande niedergelassen, dennoch steif und fest bei seinen vorigen Sitten und Gebräuchen bliebe, ja sogar in seiner Nationaltracht öffentlich zur Schau einherspatzierte. Und doch thun

*) S. Gedanken über Purismus und Sprachbereicherung, im deutschen Museum, Monat Junius 1779.

thun dies die fremden Wörter bei vielen unserer Schriftsteller.“ Er redet aber nur von fremden, mit dem Bürgerrecht, oder wenn man lieber will, mit dem Indigenatrecht beschenkten Wörtern, und sagt ausdrücklich: „Laßt uns geizen mit unserm Bürgerrecht, und es nicht jedem Flüchtling entgegen tragen!“ So bald wir dies letztere thun; so wird es wenige Schwierigkeiten haben, sich über die deutsche Kleidung, die ein aufgenommener Fremdling bei uns tragen soll, zu vereinigen; und niemand wird sich, hoffentlich, daran stoßen, wenn er in einer deutschen Schrift Kompliment, Korrespondent u. s. w. geschrieben sieht. So lange wir aber noch viele ausländische Wörter gebrauchen, die das Bürgerrecht noch nicht haben, und es ihrer Entbehrlichkeit wegen auch nicht verdienen; so lange sollten wir sie billig auch in ihrer Nationaltracht einhergehen lassen. Denn von einem durchreisenden Fremden ists nicht zu verlangen, daß er, um eines kurzen Aufenthalts willen, seinen ganzen Kleidervorrath umschaffen soll. Wenn wir solche Wörter mit deutscher Schrift schreiben, so können sie sich wol nicht über Gewalt beklagen; wenn wir aber statt derer Buchstaben, die sie in ihrer vaterländischen Schrift haben, andere ohngefähr gleichlautende z. E. F, Kw, statt Ph,

Qu, setzen; so beleidigen wir, dünkt mich, das Gastrecht.

Am allerwenigsten sollten wir je ausländische eigene Namen anders schreiben, als sie in ihrer vaterländischen Schrift geschrieben werden. Unsere deutschen Buchstaben sind zu selten hinreichend, die Aussprache der Ausländer in der Schrift zu bezeichnen. Das G, das Jn, das C, das Anfangs S der Franzosen, das Gi, das Lg der Italiäner, das the der Engländer und eine große Anzahl anderer Töne, die die Ausländer haben, werden unserer Zunge schwer, und sind unserer Feder ganz unmöglich genau auszudrücken. Wollen wir uns damit begnügen, sie ohngefähr so zu schreiben, wie sie lauten: so wird sie jedermann anders schreiben; je nachdem es ihm scheint, daß er die Aussprache — die seinige mag recht seyn, oder nicht — am besten nachahmt. Eben das gilt von allen fremden Wörtern, die nicht das deutsche Bürgerrecht erlangt haben, deren aber die Schriftsteller doch ab und zu nicht entrathen können. Werden sie ohngefähr nach der Aussprache geschrieben; so kann daraus nichts anders entstehen, als eine Schreiberei, die dem, der die Sprache, aus welcher solche Wörter entlehnt sind, versteht, und dem, der sie nicht versieht, gleich unverständlich ist. Hierzu kommt noch, daß nicht jeder Leser die Spra-

chen alle verstehen kann, aus welchen, nach unsern itzigen Bedürfnissen, bisweilen ein Wort entlehnt werden muß. Ist es nun aber so geschrieben, wie es in seinem Vaterlande aussieht: so wird er sich durch ein Wörterbuch helfen können; wie und wo will er es aber finden, wenn es anders geschrieben ist?

Und nun das Resultat von diesem allen! Ich glaube nicht, daß ich irre, wenn ich sage, es läuft darauf hinaus: daß die Rechtschreibung, welche blos die gute Aussprache nach den Regeln der Sparsamkeit schreibt, eine willkührlich angenommene Rechtschreibung ist; daß sie den Nutzen, den man von ihr erwartet, nicht leisten kann; daß sie vielmehr manchen Schaden anrichten würde und müßte; daß sich die Deutschen also nicht mit ihrer Annahme zu übereilen haben; und daß es wol am rathsamsten seyn möchte, alles so lange beim Alten zu lassen, bis etwa durch einen oder den andern zu hoffenden Umstand eine heilsame Neurung begünstigt werden möchte.

Unterdessen wird es immer ein sehr nützliches Unternehmen bleiben, dem Geiste unserer Sprache tiefer nachzuspüren; ihre Eigenthümlichkeiten genauer kennen zu lernen; das zwecklose und unregelmäßige unserer bisherigen Rechtschreibung aufzudecken, und Vorschläge zur Verbesserung

rung zu thun. Je mehrere Untersuchungen von der Art angestellt worden sind, desto leichter wird es, die Sache von allen Seiten zu übersehen und das Beste zu wählen. Ein kluger Bauherr wird sich mit Vergnügen mehrere Risse zu einem Gebäude, das er aufführen will, vorlegen lassen; aber er wird sich hüten, eher den Grund zu legen, ehe er nicht über die Güte eines Risses mit sich selbst einig geworden ist.

Wenn daher auch die Klopstockische Rechtschreibung nie die allgemeine werden sollte, so würde doch jeder Liebhaber der deutschen Sprache seine Schriften, die diesen Gegenstand betreffen, mit Vergnügen und gewiß nicht ohne Nutzen lesen. Ein Mann von seinem Geiste und seinen tiefen Kenntnissen, dem ohnehin die deutsche Sprache so außerordentlich viel zu danken hat, konnte nicht in dieses Feld auf Eroberungen ausgehen, ohne reiche Beute mit sich zurück zu bringen. Auch sind einzelne Vorschläge, die er gethan hat, von der Art, daß wir sie ohne alle Bedenklichkeit sogleich annehmen könnten.

Gottfried Leygebe *)

Dieser vorzügliche Künstler ward im Jahr 163● zu Freystadt in Schlesien geboren. In seiner frühen Jugend hatte er das Glück, eine nicht ganz verwahrlosete Erziehung zu bekommen, bei welcher sich seine Fähigkeiten schon damals zu entwickeln anfingen. Vornehmlich gab die Gelegenheit, einigen Unterricht im Zeichnen zu bekommen, seinem Kunsttalente eine Richtung, ohne welche er gewiß nie etwas anders als ein Handwerker geworden wäre. In seinem funfzehnten Jahre ging er nach Nürnberg, um dort das Schwerdtfegerhandwerk zu erlernen. Die einförmige Arbeit gab seinem Geiste zu wenig Beschäftigung; der Hang zu den zeichnenden Künsten beherrschte ihn zu sehr, und so fiel er auf den Gedanken, dem Eisen, mit welchem er bestän-

*) Ich habe diese Nachrichten vornehmlich aus Sandrarts teutscher Akademie 2 Th. 3 B. aus Doppelmayers Nachrichten von Nürnberger Künstlern, und Nikolais Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam 2 B. entlehnt. Vorzüglich hat mir dieses letztere Werk, in welchem die sichersten Quellen, das königliche Archiv und dergl. benutzt worden sind, die wichtigsten Dienste gethan.

ständig umging, schöne und gefällige Gestalten zu geben. Anfänglich machte er blos aus diesem Eisenschneiden eine Nebenbeschäftigung; als er aber an seiner sonstigen Hanthierung immer weniger Geschmack fand, und durch den Beifall, den seine künstlichern Arbeiten fanden, aufgemuntert wurde: so verließ er das Schwerdtfegen ganz, und legte sich mit großem Fleiße einzig und allein auf seine Lieblingskunst.

Zuerst begnügte er sich damit, Degengefäße, Hefte zu Hirschfängern und Messern, Kappen zu Pistolen und Karabinern zu verfertigen, auf welchen er Jagden, Reitereien, Kriegsarmaturen und dergleichen, in flachem Schnitzwerke (Basrelief) abbildete. Auch machte er ein Schachspiel, dessen weiße Steine aus Silber und die schwarzen aus Eisen, in schönen Figuren, mit Geschmack bearbeitet waren, und welches in der Kunstkammer zu München einen Platz zu bekommen gewürdigt ward.

In seinem dreißigsten Jahre endlich unternahm er ein Werk, das schon um deswillen die Aufmerksamkeit der Kunstliebhaber verdient haben würde, weil es in seiner Art das erste war. Er schnitte nämlich aus einem Klumpen Eisen eine freie runde Statüe. Die Griechen und Römer hatten es nie gewagt, dieses harte Metall, wie den Stein und das Holz, mit dem

Meßiel zu bearbeiten. Die metallenen Figuren, die unter diesen Völkern gefunden wurden, waren gegossen, und Theodorus Samius, ein berühmter alter Bildhauer der Griechen, hatte auch den Einfall, aus Eisen Statüen zu gießen, und lehrte zuerst, wie man dieses Metall, zu diesem Behufe, flüssig machen könnte.

Sandrart, der ein Zeitgenosse unsers Künstlers war, sagt daher auch, nachdem er die Verdienste so vieler andern glücklichen Genies gerühmt hat: „Aber was sollen wir sagen von Gottfried Leygebe, aus Nürnberg bürtig *), welcher daselbst das grobe widerspenstige Eisen erwählet, und dessen unbändige Härte dergestalt bezwungen, daß er aus einem Klumpen plumpen Eisens, von freier Hand, zu ewigem Bestand, nach der ihm eingebildeten Idea, allerhand Bilder von Menschen und Thieren, oder andern Zierrath, hervorbringen kann.“

Zu seinem ersten Werke dieser Art nahm er einen Klumpen Eisen von 29 Pfund, den er durch den Hammer einem halb gehärteten Stahl gleich gemacht hatte. Hieraus schnitte er, innerhalb zwei Jahren eine Statüe, die sieben und ein halbes Pfund wiegt, und, ohne das Fußgestell, acht

Zoll

*) Da Leygebe schon früh von Freystadt nach Nürnberg gekommen war; so hat S. diesen letztern Ort für seine Geburtsstadt gehalten.

Zoll hoch ist. Sie stellt, in der Gestalt des Markus Aurelius, wie er zu Rom auf dem Kapitol, ohne Sattel und Zaum zu Pferde sitzend, abgebildet ist, den Kaiser Leopold vor, und wird noch zu Koppenhagen aufbewahrt. Auf der einen Seite des Fußgestells ist das halberhobene Bildniß des Kaiser Markus Aurelius, und auf der andern folgende Inschrift angebracht: Leopoldus D. Gr. Rom. Imperator, semper Augustus, in forma Caesaris M. Aurelii, qui reservatur Romae in Capitolio.

Kaum hatte er dieses Werk vollendet, so fing er eine zweite noch größere Statůe an. Diese stellt den Kǒnig Carl II von England vor, der, in der Gestalt des Ritters St. George, zu Pferde sitzend, einen geflůgelten siebenkǒpfigen Drachen mit dem Schwerdt erlegt. Das Stůck Eisen, aus welchem er sie gehauen, wog 67 Pfund, und 53 hat er nach und nach davon weggearbeitet, so daß die Statůe nur 14 Pfund schwer ist. Zwei Jahre beschäftigte ihn allein die Figur des Ritters, und das übrige erforderte eine ungleich långere Zeit. Sie ist, mit Beiwerken, zwei Schuh hoch. Das Fußgestell ist von Buchsbaum, so auch der Grund, auf welchem vier metallene Seulen stehen, die oben querůber mit Palmenzweigen verbunden sind. In der Mitte, wo die Palmenzweige zusammen-

gehen, ist oben ein eiserner bekrönter Todtenkopf angebracht, und inwendig hinab schwebt eine, ebenfalls aus Eisen geschnittene Fama über des Ritters Haupt, die ihn mit einem Eichenkranz bekrönet.

Die ganze Erfindung beweiset des Künstlers lebhafte Phantasie, und die Sauberkeit der Arbeit zeugt von seiner Geschicklichkeit und seinem Fleiße. Ich selbst kann zwar von der Schönheit der Ausführung nicht urtheilen, denn ich erinnere mich nicht, sie in der Kunstkammer zu Dresden, wo sie jetzt aufbewahrt wird, gesehen zu haben, — es sey nun, daß man mich gar nicht darauf aufmerksam gemacht hat, oder daß sie mir unter der Menge von Gegenständen nicht genug aufgefallen ist; — aber Beutel *) versichert ihre Vortreflichkeit. Auch sagt Sandrart davon: „Das Angesicht des Ritters präsentiret Sr. Majestät Königs Carl II von Grosbritannien Conterfait ganz eigentlich. Des Pferdes Haut und Haare waren so subtil ausgearbeitet, daß einer, der sie anrührte, nichts rauhes, sondern lauter Lindheit gespüret; und konnte man die Adern wohl ausnehmen; auch Sattel und Zeug nicht, noch des Pferdes Stellung verbessern.“

Ley=

*) In seiner 1683 herausgegebenen Beschreibung der dresdnischen Kunstkammer.

Leygebe zeigte dieses Stück in Berlin dem Churfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen, dem es so wohl gefiel, daß er durch den Oberpräsidenten von Schwerin dem Künstler Dienste anbieten ließ. Er verbat sie aber damals, ich weis nicht, aus welchen Gründen; und reiste wieder nach Nürnberg zurück. Dort verfertigte er für den Churfürsten einen schönen Degen, auf welchem des Prinzen von Oranien Bildniß, wie ein Pfennig groß, war. Er überbrachte denselben im April 1668 selbst nach Berlin, und Friedrich Wilhelm, der die Künste des Friedens gern in seinem kriegerischen Staate um sich versammlet sah, ließ ihm die Bestallung, als Churfürstlicher Münzeisenschneider, mit einem Gehalte von 400 Thalern und freier Wohnung — für die damaligen Zeiten äusserst ansehnliche Bedingungen! — ausfertigen. Er sollte dafür hauptsächlich alle Stempel in der Münze, und was ihm sonst an Medaillen aufgetragen würde, machen, auch auf Verlangen Figuren in Lebens- und über Lebensgröße in Wachs und Thon bossiren.

Diesem Rufe zufolge zog er noch in demselben Jahre mit seiner Frau und vier Söhnen, von Nürnberg nach Berlin, wo er in funfzehn Jahren, ausser vielen Churfürstlichen Siegeln, und Stempeln zu Thalern und Dukaten für die Münze, auch

Zier-

Zierrathen zu Kanonen in Metall schnitzte und bossirte. Er machte überdies Gedächtnißmünzen in Stahl; lieferte Formen zu schön gezeichneten Zierrathen für die Glashütte bei Potsdam; machte den Ritter zu der Ehrenpforte von 1677, der noch auf der Treppe der Rüstkammer steht, nebst vier Gemählden dazu, auch des Churfürsten Brustbild in Lebensgröße von Thon; bossirte dessen und des Churprinzen Bildniß in gefärbtem Wachs; verfertigte ein Schachspiel von Silber und Gold, welches noch vorhanden ist; und informirte die churfürstlichen Prinzen im Zeichnen. Auch hat er einige Zeichnungen für den Churfürsten gemacht; und wahrscheinlich schnitzte er ebenfalls um diese Zeit ein Stück von Eisen im hohen Relief, welches der hiesige Kriegsrath Herr Köppen besitzt: Heliodor, der von den Engeln geschlagen wird.

Sein größtes Meisterstück war indessen seine dritte Statüe, die noch in der Berlinischen Kunstkammer aufbewahrt wird. Sie ist etwas über zehen Zoll hoch; und er hat sie in drei Jahren aus einem Centner Eisen mit eben so viel Fleiß, als Kunst gehauen. Sie stellet den Churfürsten Friedrich Wilhelm den Großen als Bellerophon, der auf dem Pegasus reitet, vor, wie er die dreiköpfige Chimäre erlegt.

Von

Von der Richtigkeit und Schönheit der Zeichnung wird das Kupferblatt einen hinlänglichen Begriff geben; damit aber auch diejenigen Leser, denen vielleicht Bellerophon ein unbekannter Name ist, die Idee des Künstlers fassen, muß ich noch folgendes hinzusetzen.

Bellerophon war, nach der alten fabelhaften Geschichte der Griechen, ein Sohn des Glaukus und ein Enkel des Sisiphus, Königs zu Korinth. Da er das Unglück hatte, jemanden — und zwar, nach Apollodors Berichte, seinen eigenen Bruder — von ohngefähr zu erschlagen; so muste er nach Argos fliehen. Der dortige König Proetus nahm ihn freundlich auf, und behielt ihn lange bei sich. Bellerophon war schön und jung. Die Königin Stenobea, des Proetus Gemahlin, faßte eine heftige Leidenschaft für ihn, und gestand ihm ihre Liebe. Er lehnte ihre Anträge von sich ab, und Stenobea ward durch diese Verschmähung so sehr gegen ihn erbittert, daß sie ihren Gemahl überredete, er habe sie verführen wollen. Der König sann auf Rache, und da er es für unrecht hielt, das Gastrecht gegen ihn zu beleidigen: so wollte er ihn vorerst blos von seinem Hofe entfernen. Die bloße Verweisung dünkte dem Beleidigten indessen noch nicht Rache genug zu seyn; er stellte sich also, als wollte er seinem Gaste einen noch

ange=

angenehmern Aufenthalt verschaffen, und sandte ihn zu dem Jobates, König in Lycien, dem Vater der Stenobea, an welchen er ihm auch Briefe mitgab, die der junge Prinz für Empfehlungsschreiben hielt; worin aber Anschläge gegen sein Leben, und die Ursachen seiner Strafwürdigkeit geschrieben waren.

Die Lycier feierten eben damals ein Fest, als Bellerophon ankam. Jobates vergaß im Taumel der Freuden, den Brief seines Schwiegersohns zu eröfnen. Nach neun Tagen endlich erbrach er ihn, und nun hielt er es ebenfalls für eine Beleidigung des Gastrechts, seine Hand an den Fremden zu legen, oder ihm heimlich das Leben rauben zu lassen. Eine List schien ihm anständiger zu seyn, zumal wenn sich der Prinz selbst darein stürzte. Er beredete ihn zu dem Ende, das Reich von der Chimäre, einem feuerspeienden Ungeheuer mit einem Löwenkopfe, einem Ziegenleibe und einem Drachenschwanze, das zu der Zeit Lycien verwüstete, zu befreien. Die Ehrbegierde des jungen Helden wurde durch das öftere Zureden entflammt, und er versprach, sich diesem Geschäfte zu unterziehen.

Die Götter, denen seine Unschuld nicht unbekannt war, nahmen sich seiner an, und Apollo rüstete ihn mit seinen Waffen und dem geflügelten Pferde, dem Pegasus, zum Kampfe aus. Dadurch

durch ward er in den Stand gesetzt, das Ungeheuer zu überwinden, und der Erretter eines leidenden Volkes zu werden. *)

Die gelehrten Fabelausleger haben sich nicht über den Ursprung und den eigentlichen historischen Sinn dieser Geschichte des Bellerophon vereinigen können. Einige verstehen unter der Chimäre ein Vokk, welches drei Anführer gehabt, deren Kriegszeichen ein Löwe, eine Ziege und ein Drache gewesen: und welche Bellerophon geschlagen habe. Sie unterstützen die Meinung theils damit, daß die drei Götter Aryus, Arsalus und Trosibius, oder Rosibius in der phönicischen Sprache Löwe, Ziege und Drache

*) Die fernere Geschichte des Bellerophon ist nicht nöthig, um die Anspielung des Künstlers zu verstehen; auch sind die alten Geschichtschreiber und Dichter sehr verschiedener Meinung darüber. Die gewöhnlichste Erzählung läßt ihn noch einige kühne und glückliche Thaten verrichten, und dadurch den Jobates so für ihn eingenommen werden, daß er ihm seine jüngste Tochter Philonoe zur Ehe giebt. Da Bellerophon endlich sogar König in Lycien wird, nimmt sein Stolz so zu, daß er mit dem Pegasus in den Himmel fliegen will. Jupiter läßt das Pferd durch eine Bremse stechen, es wird wild, stürzt, und Bellerophon thut einen so heftigen Fall, daß er blind wird, und darauf so lange in der Aläischen Wüste, wohin er gefallen war, herum irrt, bis er vor Hunger stirbt.

che bedeuten, deren Bilder ein Heer also wol zum Kriegszeichen führen konnte; theils suchen sie es wahrscheinlich zu machen, daß die Erfindung des Zaums, vermittelst dessen der Held die Pferde zum Angriff gebrauchen konnte, zu der Fabel von dem Pegasus Gelegenheit gegeben habe. Andere meinen, die Chimäre sei ein Raubschiff gewesen, welches bald eines, bald das andere von diesen drei Thieren im Wappen geführet, und welches Bellerophon mit seinem, einen Pegasus führenden Schiffe erobert habe. Noch andere denken sich unter der Chimäre die Stenobea selbst, die wegen ihrer Wollust, Arglist und Grausamkeit von den alten Fabeldichtern mit einer Ziege, einer Schlange und einem Löwen wäre verglichen worden, und den Namen eines feuerspeienden Ungeheuers verdiene. Jobates, setzen sie hinzu, überließ seiner beleidigten Tochter den jungen Prinzen, damit sie ihre Rache an ihm befriedigen möchte. Er besänftigte sie aber durch die Künste Apolls, die unter dem Pegasus verstanden werden, und eroberte dadurch die Herzen seiner Feinde.

Wir mögen eine von diesen, oder eine noch andere Auslegung dieser Fabel annehmen: so war es immer ein Gedanke, der dem Künstler Ehre machte, daß er den Churfürsten Friedrich Wilhelm, der durch Klugheit und Geistesstärke das viel=

vielköpfige Ungeheuer, das seine Länder verwüstete, zu besiegen wuste, in der Gestalt dieses Helden vorstellte. Auch beleidigt eine Schlange mit drei verschiedenen Köpfen das Auge weniger, als ein Körper, der vorne, in der Mitte und hinten aus einem ganz anderen Thiere besteht. Der Dichter konnte eine so abgeschmackte Figur allenfalls mahlen; aber der bildende Künstler zeigte Geschmack, indem er eine eigene Zusammensezzung wagte.

Die Kenner der Kunst haben auch immer dieser Statüe den Vorzug vor seinen übrigen Werken eingeräumt; ohnerachtet alles von seiner Hand einen nicht gemeinen Künstler und einen halsstarrigen Fleiß verräth. Die Achtung, welche er genoß, gebührte ihm daher billig, und der großmüthige Churfürst würde es gewiß nicht an reichen Belohnungen haben fehlen lassen, wenn nicht damals die kriegerischen Unruhen den Schatz so erschöpft hätten, daß selbst das gewöhnliche Jahrgehalt von vier hundert Thalern, welches Leygeben ausgesetzt war, oft nicht richtig bezahlt werden konnte. Erst nach seinem 1683 zu Berlin erfolgten Tode bekam seine Wittwe die Rückstände nachbezahlt.

Sein Bildniß ist 1673 in Kupfer gestochen, und unter dasselbe sind ein paar Verse gesetzt worden, die, zwar nicht wegen ihrer Schönheit,

aber doch als ein Beweis, wie hoch man schon damals die Werke des Künstlers gehalten hat, angeführt zu werden verdienen. Sie lauten also:

Viel machen Rauch aus Gold, in Willens Gold zu machen,
Aus Eisen dieser macht Gold gleich geschätzte Sachen.

Kenntniß unserer Fähigkeiten und Kräfte.

Einer der wichtigsten Gegenstände, die die Aufmerksamkeit, und das Nachdenken eines jeden Menschen beschäftigen müssen, ist ohnstreitig er Selbst. Tausendmal haben die Sittenlehrer gesagt, daß das Streben nach Tugend mit der Selbsterkenntniß anfangen müsse; tausendmal haben sie angemerkt, daß dieses Studium mit ganz eigenen großen Schwierigkeiten verbunden sei: und doch ist in der Welt nichts gewöhnlicher, als Selbstbetrug, und das Vorurtheil, daß man schlechterdings nicht unbekannt mit sich selbst seyn könne. Es ist hier nicht meine Absicht, zu zeigen, wie nothwendig, nützlich und zugleich mühsam

sam es ist, seinen sittlichen Zustand zu erforschen, das heißt, sich zu prüfen, wie weit man es in der Ausübung der Tugend, und Vermeidung der Laster und Fehler gebracht habe. Ich will mich bloß auf jenen wichtigen Theil der Selbsterkenntniß, der sich mit der Frage beschäftiget: **wie weit reichen meine Kräfte?** einschränken.

Der Mensch ist stolz auf die Vorzüge, die er vor den Thieren hat; sollte man aber die meisten fragen, worin diese Vorzüge bestehen: so würde ihre Antwort sehr unbestimmt und mangelhaft ausfallen. Am allerwenigsten würden sie im Stande seyn, den Umfang ihrer Fähigkeiten und Kräfte anzugeben. Und doch ist jede Kraft, die ich habe, ohne sie zu kennen, so gut, als gar nicht vorhanden, wie ein reicher Schatz, der unter meinen Füßen vergraben liegt, ohne daß ich es weis. Ich würde sie anwenden können, mich selbst und andere glücklich zu machen; aber nun lasse ich sie schlummern. Ich strebe nun vielleicht nach Dingen, zu denen ich keine Kräfte habe; mache tausend unglückliche Versuche; und überlasse mich endlich dem Mißmuth, und wol gar der Verzweiflung, anstatt daß ich in mir selbst die Quelle der Freuden und des Glücks finden würde — wenn ich sie in mir selbst, und nicht immer außer mir suchte.

Das bloße Bewußtseyn unserer Kräfte kann uns aber immer nur noch sehr wenig nützen; so lange wir nicht auch wissen, was wir mit denselben ausrichten können. Der Kaffeebaum war lange schon in der Levante gewachsen; viele tausende hatten ihn und seine Frucht gesehen, und hatten sie verderben lassen, weil sie ihre Eigenschaften nicht kannten. Erst, nachdem man gelernt hatte, ein wohlschmeckendes Getränk daraus zu bereiten, ward sie ein wichtiger Handlungszweig. Auf eine ähnliche Art hat mancher Mensch Fähigkeiten, deren er sich zwar bewust ist, die er aber verrosten läßt; weil er nicht weis, wie und wozu er sie anwenden soll. Hören wir nicht, z. B. oft genug jemanden sein glückliches Gedächtniß rühmen, der doch, wenn er genauer gefragt wird, beschämt bestehen muß, daß er diesem vortreflichen Seelenvermögen sehr wenig wissenswürdiges anvertraut hat.

Wer nicht weis, was er hat, weis auch nicht, was ihm fehlt, und ein altes Sprüchwort *) sagt schon, wie schwer es ist, das letztere zu erfahren. Unglücklicher Weise vermischt sich mit dieser Unwissenheit gewöhnlich ein kleiner Stolz, der dem Menschen so natürlich ist; und die Folge davon ist dann, daß sich der Schwa-

che

*) Wenige wissen, wie viel man wissen muß, um zu wissen, wie wenig man weis.

che an Schwierigkeiten wagt, die er nicht überwinden kann. Welche lächerliche und traurige Scenen, die wir täglich sehen, und die uns die Geschichte aufbehalten hat, sind nicht aus dieser stolzen Unwissenheit entstanden! Am gewöhnlichsten ist sie, wenn sie etwa von dem Gefühle irgend eines wirklichen Vorzugs begleitet wird.

Ich bin von vornehmer Geburt, also bin ich auch verständig; ich bin reich, also habe ich auch Witz; ich bin schön, also bin ich auch zu Geschäften fähig; ich bin dreist, also muß mir auch alles gelingen; ich bin alt, also habe ich aus der Erfahrung Weisheit gelernt; ich habe ein gutes Gedächtniß, also bin ich auch gelehrt. So wird freilich nicht leicht jemand laut räsonniren; aber im stillen Selbgespräche muß schlechterdings oft so geschlossen werden — das zeigen die Folgen. Woher käme denn sonst die bewundernswürdige Zuverläßigkeit, mit welcher wir so oft jemanden sich Vorzüge anmassen sehen? Geschieht es nicht täglich, daß der Vornehme einen bescheidenen Widerspruch, noch dazu von einem Manne, der es besser versteht, für Beleidigung hält; daß der Reiche es übel nimmt, wenn sein fader Einfall, den er für witzig hält, nicht belacht wird; daß der gut gebildete sich in ein Amt drängt, zu dem Kopf und Kenntnisse, die er

 nicht

nicht hat, gehören; daß der Verwegene alles unternimmt, ohne einen glücklichen Ausgang zu fürchten; daß der Greis allen Vernunftgründen halb wahre Erfahrungen entgegensetzt; und daß man Gedächtnißwerk für Gelehrsamkeit ausgiebt?

Aus eben dieser Quelle fließt auch die Thorheit, dem, was unser ist, den Vorzug vor allem übrigen zu geben. Leider findet das vielleicht nirgends mehr, als in der Gelehrsamkeit, statt. Wer sich immer nur mit einer Wissenschaft beschäftigt hat, überredet sich so leicht, daß ihr der Preis vor allen übrigen gebühre; weil er weiß, wie viele Mühe es ihm kostete, in ihr Inneres zu dringen; und weil er von allen übrigen nichts, als die Oberfläche kennt. Aber auch im gemeinen Leben hören wir oft genug die Rangordnung der Menschen aus sehr lächerlichen Entscheidungsgründen festsetzen. Und doch konnte das Menschengeschlecht gewiß keiner einzigen Fähigkeit entbehren, die der Schöpfer in unsere Natur gelegt hat; und die unabsehbare, fest in einander geschlungene Kette, durch welche das Glück so vieler Tausende zu einem Ganzen verbunden wird, würde getrennt werden, wenn dieses oder jenes verachtete Talent herausgerissen würde.

Es wäre daher so sehr zu wünschen, daß sich die Menschen bemühten, ihre Kräfte kennen zu lernen, zu erforschen, wozu sie dieselben anwenden könnten, und welches Gewicht darauf zu legen wäre. Heil dem Staate, in welchem das überall geschähe! Seine Bürger würden die Geschäfte wählen, denen sie gewachsen wären; sie würden sich untereinander schätzen, lieben und hülfreiche Hände bieten; sie würden nicht Fähigkeiten, die sie haben, wie ein todtes Kapital, unbenutzt liegen lassen; es würde in keinem Fache Stümper geben; und kein wichtiges oder unwichtiges Geschäft würde halb geschehen. Alle Kräfte, die der ganze Staat in seinen einzelnen Gliedern besäße, würden in Thätigkeit gesetzt werden, und zu einem harmonischen Ganzen wirken.

Es mag seyn, daß ein solcher Staat ein schöner Traum ist! Was im Ganzen vielleicht unerreichbar ist, kann in den einzelnen Theilen sehr leicht seyn, und doch noch vortrefliche Folgen haben. Wer wollte nicht, wenn gleich alle übrigen nicht dasselbe thun, wenigstens für sich selbst sorgen; sich nicht den Verdruß, ein unbrauchbares Mitglied der Gesellschaft zu seyn, und die zu späte Reue über mißlungene Versuche ersparen; sich nicht bemühen, von seinem Talente den möglichst größten Gewinn zu ziehen, und das

Ziel zu erreichen, das ihm aufgesteckt ist? Wer wollte nicht also gern den Anfang dazu mit der Prüfung seiner Fähigkeiten und Kräfte machen? — Und nun, wie gelangen wir zur Kenntniß derselben?

Beobachtung anderer Menschen, und Aufmerksamkeit auf uns selbst, das sind die beiden sichern und geraden Wege dazu! Mit jener müssen wir deswegen anfangen, weil jede Kraft und Fähigkeit selbst unsichtbar ist, und nur an ihren Wirkungen und Anwendungen bemerkt werden kann. Erst müsten wir also die Geschäfte des Lebens kennen; müsten ohngefähr wissen, wie weit es andere darin gebracht haben; müsten lernen, welche Kräfte dazu erfordert werden, und welcher Lohn davon zu erwarten ist, ehe wir in uns selbst suchen, und den Werth oder Unwerth irgend eines unserer Seelenvermögen, oder unserer körperlichen Kräfte beurtheilen können. Da es überdies nur selten geschiehet, daß einer oder der andere mit ganz außerordentlichen Gaben geboren wird: so können wir schon im allgemeinen voraussetzen, daß alles, was mehrern Menschen möglich war, auch uns möglich seyn werde.

Gehe also, wenn du dir einen Begriff von den Fähigkeiten, die in die menschliche Natur gelegt sind, machen willst, hin in die Welt, und siehe

die Menschen, von dem ersten Helden und Weltweisen und Künstler, die du kennest, an, bis auf den unglücklichen Sklaven, der, an die Galeere geschmiedet, nackt das Ruder im Sturm und Regen führt. Siehe, welche Mannichfaltigkeit von Kräften dort überall in Bewegung ist! — Ueber hundert tausende gebietet der Held; die Ordnung, in der sie stehen, die Art ihres Angriffs, ihre Vertheidigung, die gegenseitige Hülfe, die sie sich leisten; das alles ist sein Werk. Er hat den Plan überdacht, sein Wink belebt den ganzen ungeheuren Körper. Er selbst befürchtet nicht die Ueberlegenheit des Feindes, und sieht mit unerschrockenem Muthe den Tod in tausend Gestalten auf sich, und sein Heer einbrechen. Seinem Blicke entgeht nichts! Itzt sucht er einer Unordnung unter den seinen abzuhelfen; itzt macht er sich das Versehen des Feindes zu Nutze. Er siegt durch die Anstrengung großer, bewundernswürdiger Kräfte. — Wie eine Heeresmacht ordnet der Weise eine ungeheure Menge von Begriffen, ohne sie zu verwirren, ohne den Faden, der sie unter einander verknüpft, zu zerreißen. Kühn wagt er sich in die tiefen Abgründe der Wissenschaften, und findet der Wahrheit Gold in ihnen. Ueber dunkle, öde Gegenden breitet er das glänzende Licht der Weisheit aus, und führt bei seinem Scheine irrende Völker zu

der Bahn des Glücks zurück. — Mit dem Sehrohr in der Hand bezeichnet der Astronom die Bahn, welche über ihm große wunderbare Welten gehen, und sagt die Erscheinung kommender Kometen vorher. — Mit seinem lange geübten Ohre bemerkt der Tonkünstler die Zusammenstimmung vieler durch einander verwebten Töne, und fühlt den mindesten Mißklang. — Mit einem Worte, je mehr du aufmerksam um dich her den Menschen beobachtest, desto mehr werden bald Kräfte der Seele, bald Kräfte des Körpers dein Erstaunen fordern.

Oder hast du nicht Gelegenheit, mit eigenen Augen den Menschen in seiner ganzen Grösse zu sehen; so nimm die Jahrbücher der Geschichte zur Hand, und lerne aus ihnen, was Menschen unternahmen, und was ihnen gelang. Was dir itzt übernatürlich schien, wirst du bald durch noch grössere Auftritte verdunkelt sehen, und du wirst viellicht endlich mit Verwunderung sagen: ich hätte es nicht gedacht, daß der Mensch zu diesem allen fähig wäre.

Hüte dich aber, daß du nicht glaubst; es sei das alles, was in der Geschichte große Männer verewigt hat, blos eine Folge ihrer Kräfte. Vieles ist Zufall, vieles ist glückliche Verbindung von Umständen, die sie nicht beherrschten. Die Geschichte verschweigt uns zu oft die kleinen

Trieb-

Triebfedern, die im verborgenen wirkten, und das meiste entschieden. Selten führt sie uns hin zu dem Räderwerke, welches die ganze von uns angestaunte Maschine in Bewegung setzte. Sie zeigt uns größtentheils nur den Erfolg, und findet ein Vergnügen darin, uns zu bereden, wir hätten etwas ausserordentliches gesehen.

Laß dich daher nicht abschrecken, wenn du die meisten großen Männer, als überirdische Wesen ausposaunen hörst. Es wird dem Panegyristen oft schwer, ohne Hyperbeln zu loben; aber es ist nicht gut, daß er zu ihnen seine Zuflucht nimmt. Theils macht er dadurch sein Lob verdächtig; theils vermindert er damit den Nuzzen, den das Beispiel seines Helden stiften könnte. Denn, wenn er ihn blos in seiner wahren Gestalt aufstellte: so würde hie einer und da einer viel eher zur Nachahmung angefeuert werden. Da er aber seine Tugenden als etwas übermenschliches preiset: so verliert — wenigstens der Bescheidene den Muth, in seine Fußtapfen zu treten.

Hüte dich auch, nicht etwas für die Folge einer Kraft zu halten, die daran keinen Antheil hatte! In der noch lebenden Welt geschieht es täglich, daß man die Triebfedern der Handlung verkennt; wie viel mehr muß es nicht in der Geschichte längstvergangner Zeiten geschehen! Wie

oft

oft wird nicht eine That, die nichts anders als Tollkühnheit war, für ächte Tapferkeit gehalten! Wie oft setzen wir nicht einen Entschluß auf die Rechnung der Ruhmsucht, die doch aus der reinsten Quelle der Menschenliebe und aus Eifer für die Gerechtigkeit floß!

Wenn du nun so eine Menge von Beobachtungen gesammlet hast: so fange an, sie unter einander zu vergleichen. Zu deinem Erstaunen wirst du dann finden, daß eine und dieselbe Kraft so viele, und so verschiedene Wirkungen erzeugte; je nachdem äußerliche Umstände, oder eigenes Bestreben, oder ein unvorhergesehener Zufall, ihre Richtung veränderten, sie unterstützten, oder hemmten. Auch wirst du bemerken, daß, obwohl jene Eigenschaften alle in irgend einer menschlichen Seele anzutreffen waren, doch viele derselben so entgegengesetzt sind, daß sie nicht in einem und eben dem Menschen vereiniget seyn können.

Unter allen Beschäftigungen, deren unsere Vorstellungskraft fähig ist, ist diese ohnstreitig eine von denen, die dem Geiste das meiste Vergnügen gewähren. Und hätte sie weiter keinen Nutzen; so wäre schon dieser einzige hinlänglich sie zu empfehlen, daß wir dadurch den Menschen nach seinem ganzen Werthe kennen lernen. Dadurch werden wir in den Stand gesetzt, das Feld zu übersehen, das der Thätigkeit des Menschen

geöfnet

geöfnet ist, und die Mittel zu beurtheilen, die wir in Händen haben, unsere irdische Bestimmung zu erfüllen.

Dich selbst aber kennst du noch nicht, wenn du dies alles gethan hast. Noch hast du dann weiter nichts, als den Maßstab, nach welchem du deine eigenen Kräfte messen kannst, und es entsteht nun die Frage: welche von jenen Fähigkeiten und Kräften, die deinen Beifall und deine Bewunderung verdienten, sind nun in dir?

Der erste Grund, ihr Daseyn oder ihren Mangel bei dir zu vermuthen, ist die Regung, die in dir entsteht, wenn du ihre Wirkungen bei einem andern gewahr wirst. Wenn du z. B. einen Mann siehst, oder in der Geschichte von ihm liesest, der in der Selbstverleugnung ein Held ist, der mit kaltem Blute einem wichtigen Vortheil entsagt, wenn er ihn nicht erreichen kann, ohne gegen seine Grundsätze zu handeln; der Gefahren, Unbequemlichkeiten, körperlichen Schmerz und dergleichen nicht achtet, und mit ruhigem Herzen selbst dem Tode entgegen geht, wenn er sein Leben nicht anders, als durch ein Laster, oder durch eine niedrige That, retten kann; — wenn du das liesest, und staunest blos die Größe des Mannes an, fühlst dich vielleicht versucht daran zu zweifeln, würdest ihm, wenn du ihn vor dir sähest, nicht dreist in die Augen blicken können,

oder vor seiner Bildseule mit ängstlichem Herzen, wie vor einem höhern Wesen, vorübergehen: so sei fest überzeugt, du bist unfähig in seine Fußstapfen zu treten, wenigstens muß in dir noch eine große Veränderung vorgehen, ehe du es kannst. Denn seines gleichen kann man nicht anstaunen — das thut man nur bei dem außerordentlichen, oder bei dem, was man dafür hält. Sagt dir dagegen dein Herz, so würdest du auch gehandelt haben; fühlst du dich hingezogen zu dem Manne, oder zu seinem Bilde in Marmor, und zu des Biographen und Dichters Schilderung von ihm; geht dirs nah, daß du nicht in seiner Lage bist, um wie er handeln zu können, freust du dich, wie im Namen der Menschheit, über seine Größe: so wünsche ich dir Glück! Es ist in dir auch die Anlage groß zu denken, und edel zu handeln.

Jedoch erstrecken sich diese Regungen des Herzens nur auf Eigenschaften des Charakters, die wir bei andern Menschen entdecken, und können also nur ein Grund zur Vermuthung, daß diese der Anlage nach in uns sind, oder nicht sind, werden. Alle die übrigen Fähigkeiten und Kräfte sind nicht von der Art, daß wir mit ihnen sympathisiren, wie mit der Größe und Stärke des Geistes, und mit schnellen, zärtlichen, oder mächtigen Gefühlen. Auch sind wir am meisten

bei den Regungen unsers Gefühls dem Selbstbetruge ausgesetzt. Oft überredet sich jemand, daß ihn die Schönheit einer That gerührt habe; da es doch eigentlich die Umstände, unter welchen sie geschahe, oder die eigene Lage seines Herzens war, wodurch jene Rührung bewirkt ward; so daß er kalt bleiben würde, wenn eben jene Handlung zu einer andern Zeit vor seinen Augen geschähe.

Eben so trüglich ist die Lust zu einer Sache, die gemeiniglich bei den Kindern, für den sichersten Beweis eines innern Berufs dazu gehalten wird. Man frage nur das Kind, warum es den Stand, dem es sich so gern widmen will, so lieb gewonnen hat; und man wird finden, daß es immer einen äußerlichen zufälligen Grund anführen wird. Eben deswegen ist es auch in seiner Neigung so veränderlich; denn bald dünkt ihm ein Tressenrock, bald eine reiche Börse, bald Gewalt und Ansehen, bald wieder etwas anders, das wünschenswürdigste zu seyn!

Bewährtere und allgemeiner anwendbare Mittel zur Erlangung einer genauen Kenntniß unserer Fähigkeiten und Kräfte sind daher Aufmerksamkeit auf uns selbst, und Versuche.

So wie zur Erkenntniß der Gegenstände ausser uns Aufmerksamkeit nöthig ist, so ist sie es auch zur Wahrnehmung dessen, was in uns

ist, und in uns vorgeht. Ohne sie sollten wir nie einen Tag unsern Lebens zurück legen. Aber dann wird sie uns erst im vollen Maße nützlich werden, wenn wir uns aus der Erfahrung und Geschichte jene allgemeine Bekanntschaft mit den menschlichen Fähigkeiten und ihren Wirkungskreisen erworben haben. Denn alsdann erst werden wir jeden Keim irgend einer guten Eigenschaft in uns schneller bemerken, und früher ahnden, zu welcher Frucht er gedeien könne. Bleiben nicht z. E. unter dem gemeinen Haufen viele Kunstköpfe, die wir mit einfachen und mangelhaften Werkzeugen die künstlichsten Sachen bereiten sehen, blos deswegen im Dunkeln, weil sie nicht wissen, daß ihr Talent, dessen sie sich wohl bewust sind, zu etwas besserm taugt? Giebt es nicht auch, unter den gut erzogenen, Männer genug, die von jedem Dinge, das ihnen merkwürdig war, ein sehr lebhaftes und richtiges Bild in der Seele zurück behalten; es sehr anschauend wieder denken, so oft sie wollen, und es mit ungemeiner Geschicklichkeit in einer bilderreichen Sprache beschreiben; die aber doch nie den mindesten Versuch in einer von den schönen Künsten gemacht haben, weil sie nicht wissen, daß dies die Talente sind, die den Virtuosen machen.

Hüte dich aber dabei vor einem Fehler, der oft genug in der Welt begangen wird, und immer

mer schädliche Folgen hat. Uberrede dich nicht, daß du zu einer Sache Fähigkeit, und Kräfte habest, weil du zum Theil dazu geschickt bist! Ein großes Heer von Stümpern in allen Fächern hat diese Uebereilung im Schliessen hervorgebracht. Eine schöne helle Stimme, ein guter Bau des Körpers, eine geläufige Zunge sind Eigenschaften, die der gute Redner nicht entbehren kann; sie sind aber bei weitem nicht alles, was er nöthig hat; und doch sind sie bei so vielen Jünglingen der einzige Beruf, den sie fühlen, Redner zu werden. Ist das nicht eben so thöricht, als daß jene Mutter ihren Sohn durchaus wollte Theologie studiren lassen, weil er Martin Luther hieß?

Hüte dich auch, dir die Folge eines Zufalls zuzuschreiben! Nicht, weil dir einmal ein witziger Einfall gelingt, bist du ein witziger Kopf; und nicht, weil du in der Rede auf einem Schulaktus stocktest, bist du zum Prokurator verdorben.

Am gefährlichsten ist jedem, der diese Selbstprüfung anstellen will, die Stimme des Schmeichlers. Tausend Thoren, und eben so viele unbrauchbare Glieder aller Stände würden wir weniger sehen, wenn nicht diese Verführerin das Selbstgefühl dessen, der etwas unternehmen will, verstimmte. Wie unglücklich sind nicht aus diesem Grunde die meisten Kinder vornehmer Eltern!

Eltern! Wenn, von der frühen Jugend an, Bediente und Gäste ihre Bildung, ihre Talente, ihre vortheilhafte Lage rühmen, ihre Einfälle loben, und selbst ihre Unarten bewundern: so kann es ja nicht fehlen, daß sie eine hohe Meinung von sich bekommen, und sie die Zeit ihres Lebens behalten; wofern sie nicht in der That einen sehr hellen Verstand besitzen, und etwa durch einen Schriftsteller, oder durch einen Zufall davon zurück gebracht werden.

Eine solche mit dem gehörigen Fleiße, und der nöthigen Vorsicht fortgesetzte Selbstbeobachtung kann nie anders, als von dem größten Nutzen seyn; sie wird und muß uns sehr bald dahin führen, daß wir einsehen, was wir für Fähigkeiten und Kräfte haben und was uns fehlt. Um indessen noch sichrer diese Absicht zu erreichen, muß man damit **Versuche** verbinden. Denn unter den gewöhnlichen Geschäften, die wir im Leben haben, findet sich nicht immer Veranlassung und Gelegenheit, von allen unseren Kräften und Fähigkeiten Gebrauch zu machen. Wenn wir daher auch über diejenigen urtheilen wollen, die wir nicht in diesen Geschäften anwenden können; so ist es nöthig, daß wir manches unternehmen, wozu wir keine andere Aufforderung haben, als den Wunsch, uns selbst kennen zu lernen.

Stelle daher Versuche an mit deinem Gedächtnisse, mit deiner Einbildungskraft, mit deinem Verstande u. s. w. Gieb Achtung, wie viel du von einem Vortrage, den du hörst, oder von einer Schrift, die du liesest, behältst. Erinnere dich nach einiger Zeit desselben wieder, um zu sehen, wie dauerhaft dein Gedächtniß ist. Siehe zu, ob du auch im Stande bist, solche Dinge zu behalten, die den Verstand gar nicht beschäftigen, als Namen und Zahlen; ob du schnell etwas fassest, und es dir genau gegenwärtig bleibt. Betrachte aufmerksam einen ausgedehnten Gegenstand, lies eine lange Geschichte, oder ein mit vielen Episoden durchwebtes Gedicht; und prüfe dabei deine Einbildungskraft, ob sie fähig ist, sich ein sehr zusammengesetztes Bild anschauend vorzustellen, ohne die einzelnen Theile zu verwirren. Denke über Wahrheiten nach, ob du sie mit Deutlichkeit überschauest, ob es deinem Verstande Mühe kostet, ihre Gründe und Folgen zu ordnen, Fehlschlüsse zu entdecken, und Lücken in deiner Erkenntniß gewahr zu werden.

Bei allen diesen Versuchen nimm den weisen Naturforscher zum Muster. Er beobachtet erst die Erscheinungen, die die Natur, ohne sein Zuthun, durch ihre Kräfte wirkt; sodann setzet er sie unter Umstände, in welche sie, sich selbst überlassen, nicht zu kommen pflegt; bemerkt ih-

re Wirkungen, und zieht mit Behutsamkeit seine Folgerungen daraus. Bemerke zugleich in der Geschichte, daß dem Naturforscher oft ein zu voreiliger Versuch sehr unglücklich ausschlug; daß der Donner einen tödtete, daß sich viele vergifteten, daß andere ihr Vermögen und ihre Gesundheit zugleich zu Grunde gerichtet haben. Lerne aus ihrem warnenden Beispiele Regeln der Vorsicht; denn du kannst dich bei den Versuchen mit deinen Seelenkräften ins Tollhaus, und bei der Prüfung deines körperlichen Vermögens ins Grab bringen.

Es wäre z. B. ganz gut zu wissen, wie viel du körperlichen Schmerz, und mit welcher Standhaftigkeit du ihn ertragen kannst; aber es wäre lächerlich, wenn du dich zu dem Ende martern wolltest. Es wäre sehr nützlich, dein Ausdauren unter anstrengenden Geschäften zu prüfen; dergleichen versucht man aber nie, ohne Nachtheil seiner Gesundheit, und vielleicht seines Lebens; und so theuer muß man keine Erkenntniß kaufen. Um also dergleichen zu erforschen, warte es ruhig ab, ob du einmal durch irgend ein Schicksal in Umstände versetzet wirst, daß du einen solchen Versuch machen must. Krankheiten und andere unglückliche Zufälle geben uns oft die beste Gelegenheit uns zu erforschen, und die Weisheit lehrt — nach dem Willen der

Vorsicht — aus den unangenehmsten Begebenheiten unsers Lebens den möglichst größten Vortheil zu ziehen. Beobachte dich daher unter solchen Umständen sorgfältig: siehe sie als Versuche an, die du ungern machst, die aber deswegen nicht weniger nützlich sind, als wenn du sie aus freier Wahl angestellt hättest.

Laß dich auch nicht abschrecken, wenn dir ein Versuch nicht gleich gelingt. Wenn uns etwas, das wir zum erstenmale thun, gerathen soll, so muß es etwas sehr leichtes seyn. Die meisten Verrichtungen des Menschen fordern Uebung, und wenn du diese fortsetzest: so wirst du finden, daß das meiste, was uns zum erstenmale nicht gelingt, schon zum zweitenmale, und in der Folge, immer weniger mißlingt. Wenn du zum Beispiel, mit deinem Gedächtniß eine ungeheure Menge von Sachen auf einmal fassen, und dann, wenn es nicht eine einzige derselben behielte, über Schwäche desselben klagen wolltest: so würdest du ungerecht seyn. Wenn du, um die Kräfte deines Verstandes zu prüfen, eine algebraische Aufgabe auflösen wolltest, ohne die Natur der Gleichungen zu kennen, und ohne mathematische Grundsätze zu wissen: so würdest du einen Versuch anstellen, der, nicht durchaus, sondern nur itzt noch über deine Kräfte geht. Fange daher von dem bekannten und leichten

an, und gehe zu dem unbekannteren und schwerern fort.

Endlich vergiß nicht, daß dies Leben so kurz ist. Wir haben nicht viele Zeit zu verschwenden. Mache daher nicht leere Versuche zu einer Zeit, da du durch dein Amt, oder durch andere Verbindungen zu etwas wichtigerm aufgefordert wirst. Laß also dein Selbstprüfungsgeschäft mehr Beobachtung, als Versuch seyn; damit jede deiner Handlungen, so viel es irgend geschehen kann, einen noch weitern Zweck, als Prüfung deiner Kräfte, habe. Du würdest vielleicht sonst in den Jahren, da du schon das dir anvertraute Talent zum Nutzen des Staats solltest angelegt haben, oder gar zu der Zeit, da deine Kräfte schon anfangen abgestumpft zu werden, erst anfangen sie kennen zu lernen.

O wie viel werth ist bei diesem mühsamen und schwierigen Geschäfte ein Freund, der uns beobachten hilft, der uns warnt, der vorangeht, und uns aufmuntert, wenn wir verzagen. — Eltern, Erzieher, seyd ihr doch von ganzem Herzen diese Freunde der Jünglinge, die euch anvertraut sind! Lehret sie früh die Bestimmung kennen, zu der sie hier auf Erden sind; zeiget ihnen die großen Beispiele in der Geschichte und im Leben, die ihnen auf jedem Wege der Tugend aufgestellt sind. Gehet ihnen selbst mit wei-

fer

ser Vorsicht voran. Machet ihnen Muth; lasset sie das Bewustseyn ihrer Kräfte, sobald als möglich, erlangen. Suchet sie aufs genauste kennen zu lernen, damit euer Rath ihnen wirklich nützlich werde. Hütet euch eben so sehr, ihnen zu schmeicheln, als sie durch unzeitigen Tadel, oder durch Unzufriedenheit mit ihren Versuchen, abzuschrecken. Gebt ihnen Gelegenheit, ihre Kräfte zu üben; bietet ihnen dabei die Hand, und strebt vornehmlich darnach, zu erforschen, wozu sie die meiste Tauglichkeit haben. Suchet ihnen sodann eben dies so angenehm, als immer möglich, zu machen, damit sie aus Neigung den Stand wählen, für den ihr sie, nach der reiflichsten Ueberlegung, zu bestimmen wünschtet.

Der Vernünftige kann alles, was er will; denn er will nichts, als was er kann.

Der genaue Zusammenhang, in welchem dieser Gedanke mit der eben geendigten Materie stehet, nöthigt mich, ihn jetzt zu entwickeln, da-

mit ich nicht etwa, ohne mein Verschulden, einen oder den andern Leser veranlasse, aus dem vorhergehenden unrichtige, und ihm selbst höchst nachtheilige Folgen zuziehen. Ich sehe sehr wohl ein, daß diese Abhandlung mehr Licht und Leben bekommen würde, wenn ich die Beispiele aus der Geschichte, und aus der Erfahrung des Lebens, worauf sich jede Bemerkung gründet, nicht blos voraussetzte; sondern umständlich anführte. Allein ich muß darauf Verzicht thun, weil ich sonst ein Buch, statt einer kurzen Reflexion, schreiben müßte. Um indessen auch den Leser schadlos zu halten, der aus dem eigenen Vorrathe seiner Erkenntnisse diesen Mangel nicht ersetzen kann, werde ich in der Folge, bei den etwa mitgetheilten Erzählungen, immer einen Fingerzeig geben, der auf die hier abgehandelten Wahrheiten zurückweisen wird. —

Wäre alles, was Menschen gethan haben, und thun können, blos eine Folge ihrer Kräfte, so würde die ganze Weisheit für das thätige Leben sich auf die wenigen, eben erläuterten Sätze einschränken: „siehe zu, was Menschen können, und gekonnt haben, prüfe deine eigenen Kräfte, wie weit sie reichen, und dann gehe hin und wirke. „Wie unvollständig würde aber der Sohn den Rath seines Vaters finden, wenn er ihm beim Eintritt in die Geschäfte des Lebens keinen andern,

als diesen, gegeben hätte; denn das wenigste, was wir thun, können wir blos durch uns selbst, ohne daß wir dazu der Beihülfe anderer Menschen, und einer vortheilhaften Verbindung der Umstände bedürften!

Jedermann weis, daß bei der großen Menge von Dingen, die uns nach und nach zu Bedürfnissen geworden sind, für jeden einzelnen Menschen fast die halbe Welt arbeiten muß, damit er die Bequemlichkeit des Lebens genieße. Diese Arbeiten geschehen indessen ohne unser Zuthun. Der schwarze Sklave, der das Zuckerrohr bearbeitet, denkt gewiß nicht an den Europäer, welcher die Frucht seines Fleißes genießen wird; und wenn uns die Süßigkeit der gezuckerten Speisen vergnügt, erinnern wir uns seiner nicht. Eben deswegen, weil so hundert tausende für einander arbeiten, ohne daß sie übersehen, für wen sie es thun, wird es uns leicht, uns alle diese Dinge anzuschaffen. Müßten wir dagegen, jedesmal, wenn wir eines Menschen bedürften, ihn in Thätigkeit setzen; wann würden wir alles, was zu einer Haushaltung gehört, zusammenbekommen?

Bei den meisten Geschäften des Lebens sind wir aber genöthigt, uns anderer Menschen nach unsern Absichten zu bedienen. Dabei müssen wir dann einen Plan unsers Vorhabens entwer-

fen; übersehen, wen wir dazu gebrauchen; uns bemühen, einen jeden, der uns behülflich seyn soll, kennen zu lernen, seine Denkungsart zu erforschen, und die Bewegungsgründe, die ihn am sichersten bestimmen, aufzusuchen; müssen die Fehler, die gemacht werden könnten, nach Maßgabe ihrer Wahrscheinlichkeit berechnen, und ihnen zuvorzukommen trachten, oder doch auf Mittel sinnen, wie wir sie am leichtesten und geschwindesten abändern könnten. Wer eine Fabrike anlegt, ein Haus baut, irgend ein Institut, oder auch nur eine Haushaltung errichtet, muß, je nachdem sein Unternehmen groß ist, mehr oder weniger von dem allen überdenken. Es kommt nicht blos auf ihn an; sondern auch auf diejenigen, die dabei mit ihm gemeinschaftlich thätig seyn müssen, ob, und wie sein Entwurf gelingen soll.

Eben so viel liegt bei jedem Unternehmen auch an äussern Umständen, und an der Verbindung derselben. Was an einem Orte, in einem Jahre möglich war, ist es nicht immer auch anderswo, und zu einer andern Zeit. Ein Tag, eine Stunde macht oft den wichtigsten Unterschied in dem Erfolge unserer Handlungen. Die Zusammenstimmung mehrerer Dinge, die wir nicht vorher sehen konnten, oder doch nicht wirklich vorher sahen, hemmt oder befördert den

Lauf

Lauf unserer Unternehmungen. Dies ist es, was gewöhnlich Glück, oder Unglück genannt wird.

Je reiflicher wir dieses alles überlegen, desto deutlicher werden wir erkennen, daß niemand alles, was er will, ausführen kann, als der, in dessen Gewalt die große unabsehbare Kette der Dinge steht; der den genauesten Zusammenhang aller Wesen in jedem Augenblicke übersieht; der nie eines Wesens ausser sich nöthig hätte, wenn er irgend etwas hervorbringen wollte; und der, wenn er sich seiner Geschöpfe zu seinen Absichten bedient, nie einen hinderlichen oder günstigen Zufall zu erwarten hat. Sobald wir uns dagegen ein Wesen denken, dem nur ein einziges Geschöpf mit seinem Einflusse in das Ganze verborgen wäre: so würde es auch schon dem unvorhergesehenen Zufalle unterworfen seyn; es würde dadurch in seinen Absichten gestöhrt, und in seinem Willen eingeschränkt werden; es würde nicht alles können, was es wollte, selbst in sofern sein Wille dem natürlichen Laufe der Dinge angemessen wäre.

Und nun der Mensch, der kein einziges von den Dingen, die ihn umgeben, ganz genau kennt, oder doch nur sehr unvollkommen überschaut, dem in der ganzen Kette der Wesen nur so wenige Glieder vor Augen liegen; und der ihre

Ver-

Verknüpfung fast immer nur errathen kann — wie sehr muß seine Macht nicht eingeschränkt werden! Wir dürften gar keine Erfahrung von mißlungenen Entwürfen der Menschen vor uns haben; schon diese Betrachtung würde uns überzeugen, wie wenig der Mensch kann.

Wenn wir daher sagen: der Vernünftige kann alles, was er will, so ist das nur dann wahr, wenn wir uns zugleich fest bewust bleiben, daß der Vernünftige nichts will, als was er kann; und darin besteht seine wahre Größe! Er wird auch in Geschäfte verwickelt werden, bei denen nicht alles in seiner Gewalt stehet; aber er wird alle die Hindernisse und Schwierigkeiten voraus bedenken, die seinem Blicke nicht ganz entzogen sind; er wird sich gegen sie alle rüsten, ihnen frühzeitig genug zu begegnen suchen, auf Mittel denken, wie er allenfalls auch dem unvorhergesehenen Schaden wieder abhelfen kann; und dann wird er sich entschließen, nicht nur das Gute in seinem Entwurfe mit fester Seele zu bewirken, sondern auch das unvermeidliche Uebel mit Standhaftigkeit zu ertragen.

Der ist daher dieser Vernünftige nicht, der sich in Dinge mischt, denen er nicht gewachsen ist; der etwas anfängt, ohne zu wissen, ob er es ausführen kann; und der sich durch Schwierigkeiten, die er überwinden könnte, von einem

Unter-

Unternehmen abschrecken läßt. Der ist es eben so wenig, der da, wo er nur Wahrscheinlichkeiten voraus sehen kann, Gewißheit fordert; oder der nicht die Stärke seines Wunsches und seiner Hofnung, nach dem Grade ihrer Wahrscheinlichkeit, zu mäßigen weis. Denn niemand wird es uns verargen, wenn wir einer Hofnung nachhängen, die auch wol noch vereitelt werden kann; aber dann sind wir zu tadeln, wenn wir mit Gewißheit darauf rechnen, und dadurch verleitet werden, uns dem Mißmuth zu überlassen, wenn sie unerfüllt bleibt.

Vielleicht könnte man sagen, daß ein Mann, der auf diese Art denkt und handelt, sehr unthätig werden müste; weil er dem Glücke nichts überläßt, sondern nur immer einen Weg geht, auf dem er sich sicher weis. Aber theils habe ich eben gesagt, daß der Weise selbst nach Wahrscheinlichkeit handelt, und, bei der Beschaffenheit unseres Vorhersehungsvermögens, handeln muß; daß er aber auch, je nachdem dieselbe größer oder kleiner ist, mehr oder weniger angelegentlich einen Plan verfolgt; theils setze ich mit Recht voraus, daß der Weise, von dem hier die Rede ist, seine Kräfte in ihrem ganzen Umfange und die Vortheile kennt, welche er durch die Lage, worin er sich findet, erhält. Und so geringe auch das Maß der menschlichen Kräfte überhaupt seyn

mag:

mag: so ist es doch gewiß nicht so klein, als wir es uns gedenken, wenn wir es blos nach den alltäglichen Menschen schätzen, die vor unsern Augen in unthätiger Geschäftigkeit wandeln, und nichts großes denken oder wollen.

Am meisten zeigt der Vernünftige, wie viel er vermag, in dem, was von ihm selbst abhängt, wobei er nicht der Willkühr anderer Menschen, und nicht äussern Zufällen unterworfen ist. Er kann in Ansehung seiner Begierden, was er will.

Es ist ein Lieblingssatz unserer Modephilosophie geworden: „Wir können unser Herz nicht zwingen.“ Ein junger muthwilliger Kopf, der die Gesetze des Anstandes nicht nur, sondern auch der Tugend unter die Füße tritt, der sich selbst ohne allen Grund in die äussersten Widerwärtigkeiten stürzt, glaubt sich gegen alle Vorwürfe, die seine betäubte Vernunft, oder ein redlicher Freund ihm macht, hinlänglich zu rechtfertigen; wenn er sagt: „Ich sehe wohl ein, daß ich ein Thor bin, wenn ich nicht anders handele; aber ich kann mir nicht helfen, dem Gefühle kann man keine Fesseln anlegen, das Herz läßt sich nicht gebieten.“ — O welch ein elendes, bedaurenswürdiges Geschöpf wäre der Mensch, wenn das wahr wäre! So hätten wir denn die Vernunft, wodurch wir uns von dem Thiere unter-

terscheiden, blos dazu, damit wir bei ihrem Lichte einen guten, sichern Weg entdeckten, den aber unser Fuß nicht betreten könnte? So wäre es denn umsonst, daß uns die Gottheit diese Führerin gab, und daß sie uns zuruft: folge meiner warnenden Stimme? Wahrlich ich weis nichts, wodurch der Mensch mehr herabgewürdigt werden könnte, als durch eine solche Philosophie! Ihr zufolge wären wir also solche armselige Geschöpfe, die in einem beständigen Kampfe mit sich selbst leben müsten, in einem Kampfe, bei welchem der Sieg stets auf die Seite des Unrechts ausfiele. Denn wenn das Herz dem Verstande widerspricht; so hat es gewiß kaum den Schein des Rechts für sich, und wenn es nicht nachgeben will: so zieht es uns in Thorheiten und Laster — und dadurch ins Verderben! Nein, der Vernünftige kann seinem Herzen gebieten!

Er wird vielleicht nicht immer das Aufbrausen der Leidenschaft verhindern können; aber es wird ein schnell vorüberrauschender Sturm seyn, und er wird mit angelegentlicher Sorgfalt daran arbeiten, sich auch davor immer mehr und mehr zu sichern. Der gewöhnlichste Schlupfwinkel, wohin sich die Schwäche zu verbergen pflegt, wenn sie von der kochenden Leidenschaft überwältigt wird, ist das Temperament. „Ich kann für mein Temperament nicht,“ wird für eine Entschul-

schuldigung gehalten, gegen welche sich weiter nichts einwenden ließe. Aber, der du das sagst, gestehe doch einmal aufrichtig, wieviel Mühe du dir es hast kosten lassen, dein Temperament zu mäßigen! Hast du denn je mit Ernst darüber nachgedacht, wohin die Heftigkeit des Affekts dich verleiten könnte; hast du denn den Vorsatz, ihn zu unterdrücken, von ganzem Herzen gefaßt, hast du, dich dessen bewust zu bleiben, gesucht, und hast du dirs zur Gewohnheit gemacht, dich deiner kaltblütigen Ueberlegungen oft, und am meisten bei einer Reizung zur Leidenschaft, zu erinnern? Und wenn du das gethan hast; so wird dir deine Erfahrung ein Beweis seyn, wie viel Herrschaft der Vernünftige über sein Temperament hat, und wie weit er es in der Besiegung seiner Affekten bringen kann, wenn er will!

Er kann auch in Ansehung seiner körperlichen und geistlichen Fähigkeiten ungleich mehr, als sich der unthätige Träumer, der sich blos durch Gewohnheiten und durch andere Menschen leiten läßt, vorstellt. Es ist kein einziges Vermögen in uns gelegt, das wir nicht durch sorgfältige Bildung erhöhen könnten, und es ist gewiß, daß wegen der Vernachläßigung dieser Bildung unter hundert tausend Menschen kaum einer das ist, was er seyn könnte.*) Unsere Sinne, unsere Einbil-

dungs-

*) Siehe S. 10 u. f.

dungskraft, unser Gedächtniß, unser Verstand haben einen hohen Grad von Perfektibilität, und sobald sich der Vernünftige davon überzeugt hat: so strebt er nach der höchsten Vollkommenheit, die ihm zu erreichen möglich ist.

Er geht aber auch dabei den Weg, den ihm die Natur vorgezeichnet hat. Wer z. B. seinen von Jugend an verzärtelten Körper abhärten wollte, würde sich augenblicklich ins Grab stürzen, wenn er sich auf einmal jeglicher Witterung aussetzen, ermüdende Leibesübungen vornehmen, und eine strenge Lebensart anfangen wollte, wie es der thun kann, der von Jugend auf daran gewöhnt ist. Er wird also allmälig anfangen, sich eine entbehrliche Bequemlichkeit zu entziehen, seine Weichlichkeit zu überwinden; und wird so durch immer stärkere Schritte zu seiner Absicht gelangen.

Es versteht sich von selbst, daß je früher jemand weis, wie viel er mit seinen Kräften ausrichten kann, und je eher er sich entschließt, darnach zu streben, desto leichter wird er zu seinem Entzwecke gelangen! Unser Leben auf Erden ist so kurz, und zum Unglück haben wir gewöhnlich schon die Hälfte desselben zurück gelegt, ehe wir bestimmt wissen, wie wir leben sollen. Es muß uns daher nicht befremden, wenn auch der Vernünftigste nicht alle die Entwürfe wirklich aus-

 führt,

führt, die er nach der reiflichsten Ueberlegung unternahm. Hätten wir in den frühern Jahren, neben dem jugendlichen Feuer und Muthe, die Kenntnisse alle, und die Selbstbeherrschung, die wir endlich unter den langen Erfahrungen mühsam erlangen; was könnten wir nicht alles thün!

Nun laßt es uns genug seyn, nie etwas zu wollen, wovon wir nicht einsehen: es ist rechtmäßig und gut, und es ist nicht über unsere Kräfte. Lasset uns dann mit weiser Vorsicht die kürzesten und sichersten Mittel dazu erwählen, und mit standhafter Entschlossenheit unverdrossen dem Ziele entgegen eilen! Lasset uns immer der Stimme unserer Vernunft, ohne sie durch Leidenschaft zu betäuben, folgen; damit aber auch sie nicht auf Abwege gerathe: so vergleiche sie ihren Ausspruch aufs sorgfältigste immer mit den Vorschriften unserer weisesten Führerin — der Religion!

Neue Erziehungsanstalten in Magdeburg.

In Magdeburg, welches sich durch viele lobenswürdige Anstalten, und durch einen edlen Patriotismus seiner Einwohner für dieselben, auszeichnet, sind seit kurzem ein paar Erziehungsinstitute errichtet worden, die nicht anders, als für eine große Anzahl von Jünglingen und Mädchen sehr heilsam seyn können. Dem Menschenfreunde, der gewohnt ist, das Gute, es mag gewirkt werden, wo es wolle, mit Vergnügen zu sehen, wird eine Nachricht von denselben desto angenehmer seyn, da ich mich nicht erinnere, ausser in einem halberstädtischen periodischen Blatte, etwas davon gelesen zu haben, und die im März 1780 besonders gedruckte Nachricht nicht sehr bekannt geworden zu seyn scheint.

1) Die Handlungsschule.

Schon der Name sagt, daß in derselben zukünftige Kaufleute gebildet werden sollen. Der Direktor derselben, Herr Keller, selbst ein Kaufmann, machte einen Entwurf zu einem solchen

Institute, ließ ihn den angesehensten Kaufleuten welche Kinder hatten, vorlegen, und bat sie um die Mittheilung ihrer Meinung von demselben. Man hatte nichts an den Vorschlägen auszusetzen, man wünschte auch den Kindern eine solche zweckmäßige Erziehung zu verschaffen; aber man konnte sich nicht sogleich über manche Bedenklichkeiten hinweg setzen. Nur sehr wenige Väter entschlossen sich, den Versuch mit ihren Söhnen zu machen. Nach und nach munterte theils ihr Beispiel, theils eine reiflichere Ueberlegung noch etliche auf, ihre Kinder ebenfalls in dem Institute unterrichten zu lassen.

Herr Keller, von der Güte seines Plans überzeugt, war entschlossen, trotz allem widrigen Anscheine, es geduldig abzuwarten, bis sich die Vorurtheile, die gegen eine solche neue Anstalt vielleicht nicht fehlen konnten, von selbst widerlegen würden. Er arbeitete mit Emsigkeit im Stillen fort, und hatte das Vergnügen, die Hofnung der Eltern, die ihm ihre Kinder anvertraut hatten, nicht nur zu erfüllen, sondern noch in vielen Stücken zu übertreffen.

Die Anzahl seiner Zöglinge vermehrte sich in wenigen Monaten so, daß er seinen Plan erweitern, und einer blühenden Fortdauer seiner Anstalt entgegen sehen konnte. Er fand Freunde, die ihn mit ihrem Rathe unterstützten; war billig genug

genug, alles, was ihm gut schien, bereitwillig anzunehmen; und setzte mit vieler Bescheidenheit denen, die die Sache zu einseitig ansahen, reiflich überdachte Gründe entgegen. Vornehmlich hatte er das Glück einige Edlen zu finden, die es sich von ganzem Herzen angelegen seyn ließen, sein Unternehmen zu befördern, und er befestigte die gute Meinung ganz, die sie im voraus von ihm und seiner Anstalt gefaßt hatten. Ein Mann, der sich aufs angelentlichste bemüht hat, alles, was das Institut betrift, zu beobachten, drückt sich in einem Briefe an mich also aus: „Herr Keller ist auf die Aufnahme des Instituts, und die treue Erfüllung aller seiner Pflichten mit dem größten Eifer bedacht. Die Lektionen werden den Zöglingen in seinem Hause, uud unter seiner Aufsicht gegeben; die Pensionärs haben Kost und Wohnung bei ihm, und werden gänzlich von ihm geführt. — Ich wohne oft den Lehrstunden bei, und bin von allem, was da vorgeht, aufs genaueste unterrichtet; wenn ich Ihnen daher den Fleiß und das glückliche Talent des Unterrichts, die dieser Mann besitzt, anpreise: so können Sie glauben, daß er es in voller Maße verdient. — Er opfert seine Gesundheit und Kräfte dem allgemeinen Besten auf, ohne für sich einen beträchtlichen Vortheil davon zu haben, da er seine Mitarbeiter, so gut

es geschehen kann, zu belohnen sucht.“ Doch ich will eine genauere Nachricht von der Einrichtung dieser Handlungsschule geben.

Herr Keller machte sich von einem vollkommnen Kaufmanne folgendes Ideal. Es muß ein Mann seyn, der nicht blos seine Handlungsgeschäfte mit Fleiß und Einsicht betreibt, sondern auch durch angenehme und feine Sitten zum Umgange mit dem angesehenen und feinern Theile des Publikums brauchbar ist. Er muß sein Herz durch die Grundsätze der Religion so in dem Guten und Edlen befestigt haben, daß er nicht nur schlechterdings unfähig ist, je eine niedrige Handlung zu begehen, sondern daß er, auch außer seinem eigentlichen Wirkungskreise, gern und willig dazu beiträgt, das Wohl seiner Mitbürger zu befördern. Er muß wissen, welches Land ihm seine Waaren liefert, wie er dieselben von der Natur erhält, und wie sie durch den Fleiß der Menschen bearbeitet werden; damit er nicht nur in der Gesellschaft davon vernünftig sprechen, sondern auch seine Geschäfte darnach einrichten, und seinen Handel mit einem desto größern Vortheile betreiben könne. Er muß fähig seyn, sich im Briefe und im mündlichen Ausdrucke, bestimmt und angenehm verständlich zu machen, und, um auch mit andern Nationen einen Briefwechsel

wechsel führen zu können, wenigstens der französischen Sprache mächtig seyn.

Diesem zu folge glaubte er mit Recht, daß die Lehrer bei dem Unterrichte der Jünglinge jenes Ideal eines vollkommnen Kaufmanns unabläßig vor Augen haben, und in jeder Stunde etwas beitragen müßten, die Zöglinge demselben gemäß zu bilden. Er setzte also die Lehrstunden zuvörderst also fest. In der Religion werden wöchentlich vier Stunden gegeben, nach Töllners katechetischem Text; in der Religionsgeschichte zwei, nach Zachariä Religionsgeschichte; in der Geographie zwei, nach Raffs Geographie für Kinder; in der Universalgeschichte zwei, nach Schröckhs Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte; in der Naturgeschichte zwei, nach Büschings Unterricht in der Naturgeschichte; in den mathematischen Wissenschaften zwei, nach Müllers Vorbereitung zur Geometrie; in der deutschen Sprache zwei, nach Heynatz deutscher Sprachlehre; in der Anweisung zu Briefen und größern kaufmännischen Aufsätzen, zwei, nach Anleitung der Mayschen Handlungsbriefe.

In der Handlungsgeschichte, in der Italiänischen doppelten Buchhaltung und im Schönschreiben unterrichtet er sie selbst nach seinen eigenen Entwürfen und Vorschriften. In der

französischen Sprache werden wöchentlich sechs Stunden gegeben, und dabei sind die Zöglinge in drei Classen getheilt, damit weder die noch ganz rohen Anfänger in dieser Sprache versäumt, noch die fähigern aufgehalten werden möchten. In der Rechenkunst werden wöchentlich acht Stunden, nach der abgekürzten Reesischen Methode gegeben, wobei hauptsächlich, nach Anleitung der Grundsätze des Kruseschen Kontorist, auf gründliche Erlernung der Wechselrechnungen, nach einer abgekürztern und faßlichern Methode, und so wie sie den hiesigen Handlungsplätzen gemäß sind, gehalten wird. Auch beschäftigt sich Herr Keller wöchentlich einmal damit, nach seinem eigenen Entwurfe die jungen Leute alle Arten von Waaren kennen zu lehren. Die magdeburgische Kaufmannschaft hat zu diesem Ende dem Institute ein kleines Waarenkabinet geschenkt, welches sie zu vermehren von Zeit zu Zeit fortfährt.

Es erhellet hieraus, daß nicht blos der zukünftige Kaufmann, sondern auch der Künstler und Oekonom mit vielem Vortheile in dieser Schule gebildet werden können. Denn ihnen sind die angezeigten Wissenschaften gewiß nicht weniger, als dem Kaufmanne nützlich, obgleich auf diesen letztern vornehmlich Rücksicht ist genommen worden.

Die

Die Lehrart zu beschreiben würde zu weitläuftig, und gegen meine Absicht seyn. Von der Güte derselben muß ich aber den Beweis anführen, daß seit der Errichtung der Schule (seit dem 1ten Jun. 1778) die Zufriedenheit der Eltern und Vormünder mit den Zöglingen immer mehr und mehr zugenommen hat. Zwei der jungen Leute, die in dem Institute Unterricht bekommen, sind in der Lehre, und ihre Lehrherrn sind überaus wohl mit ihnen zufrieden. Das einzige, womit es anfänglich nicht recht fort zu wollen schien, war die französische Sprache. Herr Keller bemerkte aber sehr bald, daß eine Abänderung in der Methode auch diesem Fehler abhelfen würde, und entschloß sich zu dem Ende, einen jungen Mann aufzusuchen, der in seinem Hause wohnen, mit den Zöglingen auch außer den dazu festgesetzten Stunden, beständig französisch sprechen, und der besondere Aufseher der Pensionärs seyn könnte.

In der Religion, der Religions- Universal- und Naturgeschichte, wie auch in der Geographie, den mathematischen Wissenschaften und der deutschen Sprache, giebt ein Kandidat der Theologie, Herr Kunz, Unterricht, der, wie Herr Keller, die Gabe hat, den Kindern die Lehrstunden angenehm, und sich durch Herablassung zu

den Fähigkeiten der Einzelnen, ihnen allen nützlich zu machen.

Bei den öffentlichen Prüfungen hat ein jeder Sachverständige das Recht, die Zöglinge über das, was sie gelernt haben, zu fragen, und sie haben, wie mich mehrere Augenzeugen versichert haben, den Beifall aller Gegenwärtigen davon getragen. Es ist sogar jedem Gelehrten und Kaufmanne erlaubt, das Institut zu besuchen, in den Lehrstunden gegenwärtig zu seyn, die etwa bemerkten Fehler anzuzeigen, und Vorschläge zur Verbesserung zu thun.

Die jetzige Anzahl der Zöglinge erstreckt sich ohngefähr auf dreißig, und sie sind deswegen itzt in zwei Klassen vertheilt, damit weder die Anfänger versäumt, noch die, welche schon eine längere Zeit an dem Unterrichte Theil genommen haben, aufgehalten werden.

Die Bedingungen dieses neuen Institutes sind, nach der anfänglich erwähnten Nachricht, die Herr Keller hat drucken lassen, folgende.

„Ein jeder Jüngling, ohne Unterschied der Religion, welcher sich der Handlung und Oekonomie widmen, oder den Stand eines Künstlers wählen will, kann diese Handlungsschule besuchen.“

„Von einem anzunehmenden Eleven werden keine andere Kenntnisse erfordert, als daß er das

Deut-

Deutsche richtig buchstabiren und fertig lesen könne."

„Ein jeder der Eleven zahlet auf einen Monat 2 Thaler 12 Groschen in Golde. Ein geringer Preis für die vielen Kenntnisse, die er sich erwerben kann. Eltern, welche ihren Kindern eine diesem Entwurfe ähnliche Erziehung haben geben wollen, und die Kosten berechnen, welche ihnen die vielen Lehrer verursachen, kann er nicht anders, als sehr billig scheinen. Für diesen Preis erhalten die Eleven in allen oben angeführten Wissenschaften und Sprachen einen gründlichen Unterricht. Sollten Eltern verlangen, daß ihre Kinder auch im Zeichnen und in der Englischen Sprache unterrichtet werden möchten: so hat man zu jenem bereits Anstalt gemacht, und wird auch hierzu Gelegenheit verschaffen. Es werden aber diese besondern Anweisungen, der Billigkeit gemäß, auch besonders bezahlt."

„Damit auch dieses Institut Auswärtigen nützlich werde, so ist dafür gesorgt, daß sie als Pensionärs in meinem Hause, unter einer guten Aufsicht, eine bequeme Wohnung und ordentlichen Tisch, zu einem höchst billigen Preise, erhalten können."

Die Kosten für die ganze Pension, das heist, für Unterricht, Mittags- und Abendtisch, Getränk, Frühstück, Vesperbrod, Stube, Mobilien,

Feu-

Feurung, Licht, Inspektion, Papier, Federn, Dinte, Wäsche und Ausbesserung des Leinenzeugs u. s. w. betragen 130 Rthlr. in Golde.

2) Die Töchterschule der deutschen=reformirten Gemeine.

Sollte man es wol glauben, daß erst im Jahre 1780 in einer so alten und großen Stadt, wie Magdeburg ist, eine besondere öffentliche Töchterschule errichtet worden sei, wenn wir nicht in den meisten großen Städten Deutschlands gar keine fänden? Es ist unbegreiflich, woher es kommt, daß vornehmlich in unserm pädagogischen Jahrhunderte so wenig Hand angelegt wird, auch etwas gemeinnütziges für die Bildung einer ganzen Hälfte der Staatsglieder zu thun! Gerade als wenn die Mädchen, die dereinst Hausmütter werden, Kinder, wenigstens in den frühern Jahren, erziehen, eine Wirthschaft führen, und durch ein gutes gefälliges Betragen die Freude des Mannes werden sollen, gar keiner Erziehung bedürften. Ich sage gar keiner; denn die, welche sie bekommen, ist nicht viel besser, als keine.

Ich rede nicht von den Töchtern angesehener und wohlhabender Eltern. Für diese giebt es doch noch Pensionen, die freilich leider! auch nur

nur selten das sind, was sie seyn sollen; und es wird auf ihre Bildung Sorge und Geld gewandt. Aber der geringere Stand ist so ganz ohne alle Hülfsmittel, die Töchter zu ihrem künftigen Leben so vorzubereiten, daß sie gute, geschickte und wirthschaftliche Frauen werden könnten. Die armen Geschöpfe werden ja wohl in eine Winkelschule geschickt, wo sie etwa lesen, ein wenig schreiben, stricken und nähen lernen; allein wie wenig wird auch aus dem allen, da die Schule unter keiner Aufsicht steht, und die Lehrerin also alles nach ihrer Willkühr einrichtet. Wie viel böser Same, der oft tiefe Wurzeln schlägt, wird nicht dort zugleich mit in die Seele des Kindes gesäet, indem es etwas nützliches lernen soll! — Doch, wenn würde ich fertig werden, wenn ich alles das Unheil hererzählen wollte, welches mit dem Mangel einer gut eingerichteten öffentlichen Mädchenschule für jeden kleinern und größern Ort zusammenhängt.

Da die in Magdeburg errichtete nicht von der Art ist, daß auch Auswärtige daran Theil nehmen könnten; so würde eine genaue Nachricht von derselben etwas unnützes seyn. Es gereicht aber immer dem deutschen reformirten Presbyterium zur Ehre, daß es dafür gesorgt hat, die Bildung guter Mädchen durch diese Anstalt zu befördern; und den edelsten Lohn, den

der Menschenfreund für gute Handlungen erwartet, die Beruhigung, zu einem heilsamen Endzwecke etwas beigetragen zu haben, wünsche ich den Stiftern nicht nur; sondern auch denen wohlthätigen Beförderern dieses Instituts, die theils schon ihre Beiträge zu geben sich willig finden ließen, theils es in der Zukunft zu unterstützen versprochen haben!

Petite-maitresse.

Unsere Muttersprache hat kein Wort, wodurch wir petite-maitresse übersetzen könnten. Ueberhaupt sind wir im Deutschen nicht sehr geschickt, ausländische Thorheiten mit einem glimpflichen Namen zu benennen. Zum Unglück haben wir nur nicht immer diesen Wink unserer Sprache gehörig verstanden; sondern wir haben lieber mit den fremden Thorheiten zugleich ihre fremden Namen aufgenommen. Ich sage, zum Unglück, denn ganz gewiß wäre es uns z. E. leichter geworden, den Petit-maitre eher vom deutschen Grund und Boden hinweg zu zischen, wenn wir ihm nicht seinen französischen Namen gelassen, son-

sondern ihn mit dem guten deutschen Worte Geck betitelt hätten. — Nicht einmal mit deutschen Buchstaben sollten wir ein solches fremdes Wort schreiben, welches unsere Sitten verunstalten hilft, wenn wir ihm das Bürgerrecht einräumen!

In Frankreich versteht man unter einer petite-maitresse den weiblichen petit-maitre — ein Frauenzimmer, das sich beeifert, beständig das Schild des Tons, des Betragens und der Ungereimtheiten nach der Mode auszuhängen. Man lacht dort über den Mann, der so viele Schwäche verräth; „aber, sagt man, eine Petite-maitresse ist ein weniger lächerlicher Charakter, Denn, setzt ein berühmter Schriftsteller hinzu, das schöne Geschlecht ist nicht zu ernsthaften Rollen geschaffen. Seine Delikatesse, oder wenn man will, seine Schwachheit selbst, giebt ihm in Kleinigkeiten einen gewissen Anstand, den ein Mann durch alle Mühe, die er sich auch geben mag, nie erreicht. Wie es die Feinheiten der Gedanken und Empfindungen studirt, so studirt es auch die Lächerlichkeiten, und diese selbst gewähren ihm sogar den Vortheil, daß sie die Aufmerksamkeit auf seine Reize befördern. Daher kommt es, daß die Caprice niemanden, als eine Schönheit kleidet, sie macht dieselbe verführerischer; aber sie kann sie nicht ersetzen; und wo die äußer-

äußerlichen Vorzüge fehlen, kann blos die wahre Vollkommenheit machen, daß man sie vergißt.“

Ich weis nicht, ob irgend eine von unsern deutschen Damen mit einer solchen Entschuldigung zufrieden seyn würde. — Das schöne Geschlecht wird dadurch zu weit unter seinen Werth herabgesetzt. Es ist eine Ungerechtigkeit, ihm die Fähigkeit zu ernsthaften Geschäften abzusprechen; und eine bittre Höflichkeit, ihm deswegen ein Kompliment über seine Schwachheiten zu machen. Auf die Art wäre es also ein Glück für die Damen, häßlich zu seyn, denn alsdann erlaubte es ihnen die Mode, durch wahre Vorzüge zu glänzen; dahingegen die Schönheit sich durch Ungereimtheiten verführerisch machte — in der Blüthe der Jugend ein Heer von Thoren fesselte, und den Rest des Lebens verachtet würde. Es macht daher unsern Landsmänninnen Ehre, daß sich nur wenige von ihnen bis zu der abgeschmackten Rolle einer petite-maitresse erniedrigt haben. Will man sich indessen einen Begriff davon machen, wie weit die französischen Damen es darinn gebracht haben: so werden ein paar Züge aus den satyrischen Briefen des Abbe Coyer und aus einem ungenannten Schriftsteller hinreichen. Jener giebt einer englischen Dame, die er nach der Mode bilden will, folgende Lehren.

„Die

„Die Reize, Madame, womit die Natur sie beschenkt hat, wiegen keinesweges diejenigen auf, die ihnen die Kunst geben kann. Es giebt eine gewisse Grazie des Anzugs. Ihre Robben sind mit Geschmack gemacht; aber sie sind nicht von der Dukapt; Ihre Diamanten sind schön; aber sie sind nicht von l'Empereur gefaßt: das alles fällt in die Augen. Noch mehr, Ihre Ohrgehänke sollten wenigstens zwei Zoll niedriger hängen: wenn Sie statt der Rosen ein Lustre in jedes Ohr hingen, so würden sie vollkommen seyn. Sie waren sogar neulich in der Opera en comete aufgesetzt, da man doch schon seit zwei Tagen en rhinoceros war."

„Sie haben sich auch nicht die Ausdrücke zu eigen gemacht, wodurch sich Leute von Welt unterscheiden. Sie sagen z. E. von einer gemeinen guten Sache: sie ist gut. Wollen Sie das, was Sie sprechen, wichtig machen, so müssen Sie wenigstens sagen: **das ist bewundernswürdig, göttlich** ꝛc. Sind Sie ein wenig müde; so müssen Sie **zermalmt, vernichtet** seyn. Hat ein kleiner Windstoß eine Haarlocke in Unordnung gebracht; so müssen Sie nicht sagen: es ist mir unangenehm, Sie müssen **rasend** werden wollen. Sie verstoßen selbst gegen das A b c. Da sie aus der letztern Opera wegfuhren, sagten Sie: nach Hause; unterdessen, daß neben Ih-

nen die Frau eines Zollpachters rief: ins Hotel! Erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen hier ein Wörterbuch in einem Briefe schreiben werde; studiren Sie nur die Damen mit den schönen Federbüschen und die Herrn mit rothen Absätzen."

„Sie müssen sich mit Grazie beklagen, selbst über ein Uebel, das Sie nicht fühlen. In Ihrem Leben haben Sie keine Migraine — das würde man Ihnen noch verzeihen; aber auch keine Vapeurs! Madame, das heißt die Erlaubnis, sich wohlbefinden zu dürfen, mißbrauchen."

„Sie müssen sich mit Grazie entsetzen! Sie dürfen eben nicht warten, bis sich eine wichtige Gelegenheit dazu findet. Das beste würde seyn, wenn Sie sich ein Thier erwählten, das Ihnen abscheulich wäre, und zwar eins, das Sie überall und zu allen Zeiten anträfen, eine Maus, eine Spinne, eine Fliege. Wenn Sie es nicht sehen: so können Sie es vermuthen!" — Der Ungenannte setzt hinzu:

„Haben Sie das Unglück in einer Gesellschaft zu seyn, wo man nicht alles bemerkt und lobt, was Sie gern bemerkt und gelobt wissen wollen: so müssen Sie selbst auf eine gute Art Gelegenheit dazu geben. Der Schuhmacher z. E. muß die Schuhe zu enge gemacht haben, wenn Sie gern ihren kleinen Fuß, oder eine neumodische Schnalle zeigen wollen. Sie müssen die Arm-

bänder einer andern Dame bewundernswürdig, ausserordentlich finden, damit man ihre schöneren desto ausserordentlicher, desto bewundernswürdiger finde. Sie müssen von ihrem Putze, von ihrer Equipage, von ihren Möbeln etwas besonders zu erzählen wissen; immer muß ihnen damit ein merkwürdiger Vorfall begegnet seyn. Sie müssen oft die Frauenzimmer beklagen, die nicht in einer Pension erzogen sind, damit Sie Gelegenheit haben, Ihre berühmte Gouvernante zu nennen."

„Sie müssen dafür sorgen, daß Ihnen beständig ein Verzeichniß der neusten Schriften gebracht wird. Es kann Ihnen nicht sauer werden, sich die Titel der Bücher und die Namen der Verfasser einzuprägen, wenn Sie alle Morgen beim Frisiren eine Viertelstunde darauf verwenden wollen. Alsdann müssen Sie in der Gesellschaft von dem Zustande unserer Litteratur mit einem bedeutenden Lächeln sprechen. Bemerken Sie, daß niemand gegenwärtig ist, der eine Schrift, die sie genannt haben, gelesen hat; so stehet es Ihnen frei davon zu reden, was Ihnen beliebt. Am sichersten ists aber, jedes Buch im Ganzen recht artig zu finden und nur hie und da eine größere Politur, mehr Gründlichkeit, naivere Einfälle und dergleichen zu vermissen. Am besten würden Sie indessen für den Ruhm Ihrer

Gelehrsamkeit sorgen, wenn Sie wöchentlich einen, oder ein paar Tage eine Versammlung der schönen Geister bei sich hätten."

„Hüten Sie Sich, von ihren Neuigkeiten, die Sie erzehlen, eine unbedeutende Quelle anzuführen. Alles müssen Sie von irgend einer Herzogin, einer Gräfin, einer Excellenz gehört haben; der und der vornehme Mann hat es Ihnen ins Ohr gesagt; Sie wissen auch noch besondere geheime Umstände, die Sie nur nicht öffentlich bekannt machen wollen, weil Sie Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit sind anvertrauet worden. Sie müssen alles wissen! Wenn jemand eine Neuigkeit erzählt, die Sie noch nicht gehört haben: so lassen Sie ihn ruhig fortfahren bis ans Ende. Alsdann setzen Sie einen oder den andern unbedeutenden Umstand hinzu, und sagen, daß Sie es schon vor einigen Tagen gehört hätten. Sie gewinnen dadurch den Ruhm der Bescheidenheit und einer ausgebreiteten Bekanntschaft zugleich."

„Sie müssen sich in allen Stücken das Ansehen der Wichtigkeit geben. Wenn Sie gebeten werden, irgendwo einen Abend zuzubringen, so müssen Sie es nicht immer annehmen. Bald sind Sie in einem vornehmen Hause versagt, bald hat Sie ein Autor um Ihre Protektion im Schauspielhause angefleht; bald will Sie ein Herr,

Herr, dessen Witz, oder Figur, oder Anzug gerade zu der Zeit am meisten bewundert wird, in die Opera führen."

In der Comödie le Cercle, wird die petitemaitresse ganz kurz, aber sehr treffend so geschildert: „Weis Araminte wohl je, was sie denkt, was sie will, und was sie wünscht? Sie ist coquett, empfindsam, unbestimmt, wunderlich — alles hintereinander; ihr Herz ist immer leer, ihre Einbildungskraft nie müssig. Sie hat nach und nach die Musik, die kleinen Hunde, die grossen Affen und die Mathematik geliebt."

Und einen solchen Charakter kann man in Frankreich erträglich finden! — Doch nein! nicht jedermann findet ihn dort erträglich. Der müßige leichtsinnige Jüngling, der die Ausschweifung liebt, läßt es sich blos angelegen seyn, durch seine Schmeicheleien bei dem andern Geschlechte solche Sitten zu erhalten, die seinen Thorheiten zu statten kommen. Der Schriftsteller hat es aus der langen Erfahrung gelernt, daß er die Geißel der Satyre vergeblich schwingt; und lacht im Stillen, oder läßt sich durch die Höflichkeit verleiten, das zu entschuldigen, was er nicht billigen und nicht ändern kann. Der ernsthaftere Mann sieht dem abgeschmackten Schauspiele mit Achselzucken zu; zieht sich in einen Zirkel der Besseren zurück, und hütet sich sein Schicksal mit ei-

nem solchen leichtsinnigen Geschöpfe zu verbinden.

Laserre macht eine Bemerkung, mit der ich schließen will. „Die petite-maitresse, sagt er, hat es sich vorgesetzt, sich durch Kleinigkeiten ein Gewicht zu verschaffen, oder durch unbedeutende Dinge Ruhm und Ansehen zu erwerben. Sie borgt ihren Glanz mehr von fremden Gegenständen, als daß sie ihn in sich selbst suchte; sie bekümmert sich weniger darum, durch Tugend und Talente Achtung zu verdienen, als durch die Schönheit ihres Aufsatzes, durch die Kostbarkeit ihrer Kleider, durch die Kunst, mit Grazie zu lächeln und sich mit Würde zu tragen, Aufsehen zu erregen. Sie ist ihr ganzes Verdienst der Putzhändlerin und dem Tanzmeister schuldig. Noch lächerlicher wird sie, wenn sie mit der Eitelkeit auch die Galanterie verbindet. — Meistentheils endigt die petite-maitresse damit, daß sie die Leidenschaften, die sie so künstlich zu erregen suchte, selbst empfindet, in Ausschweifungen verfällt, und durch ein verachtetes langweiliges Alter bestraft wird.

Beitrag

Beitrag zur Geschichte der Kriegsfolgen.

Ein junger feuriger Officier bei einem ungrischen Regimente setzte zum erstenmale im Jahr 1656 den Fuß auf den Boden eines protestantischen Fürsten. Du bist hier als Feind, und du thust Gott einen Dienst, wenn du den Ketzern schwer fällst; das waren die beiden Gedanken, die seine ganze Seele erfüllten, und alle seine Handlungen belebten. Wo er neben einem Fruchtgarten, oder einem besäten Felde vorüber zog, hieb er mit eigener Hand die Zweige der Bäume ab, trat das Getraide nieder, und verwüstete soviel er konnte.

Fünf Jahre nachher hatten die Mühseligkeiten des Feldzuges zum Theil sein Feuer gemildert; er hatte viele Protestanten, die seine Achtung verdienten, kennen gelernt; hatte mit einigen derselben Freundschaft errichtet, und sahe nun den Krieg, so wie den Unterschied der Religion aus einem ganz veränderten Gesichtspunkte an. Beschämt dachte er zurück, wie muthwillig er das Unglück unschuldiger Menschen vermehrt

 hatte,

hatte, und wünschte, alles wieder gut machen zu können.

In dieser Absicht übersetzte er einige äsopische, gellertsche und französische Fabeln ins ungrische, setzte eigene Reflexionen hinzu, zeigte überall die Thorheit des Religionshasses, und ermunterte die Soldaten zur Menschlichkeit. Diese kleine Schrift ließ er auf seine Kosten drucken und theilte sie unter die Gemeinen seines Regiments, und unter die Einwohner seines Dorfs aus — damit sie nicht, wie er, Grausamkeiten begehen möchten, die eine zu späte Reue nicht aufheben kann.

Im Jahre 1758 kam ein feindlicher Trupp Reuter in ein Dorf. Der Befehlshaber desselben, ein Rittmeister, hatte sich die Schenke zum Quartier erwählt. Die Wirthin sollte etwas zu essen schaffen. Sie schützte ihre Armuth vor, und erzehlte, daß sie erst vor kurzem wäre geplündert worden. Der Rittmeister drohte, und da das Drohen nichts half: so schlug er die Frau so grausam, daß sie zu Boden fiel. Die Unglückliche ward von ihrem heulenden Manne und den zitternden Kindern in die Scheune getragen. Sie erholte sich ein wenig und verlangte einen Prediger. Der Prediger kam. Der Rittmeister

ward

ward ihn gewahr, fragte ihn, was er hier zu schaffen hätte, schimpfte ihn und wies ihn zurück. Die Frau starb. Bald nachdem sie den Geist aufgegeben hatte, brach der Trupp Reuter wieder auf, und bittre Klagen und Verwünschungen folgten seinem Führer nach.

Drei Jahre nachher schrieb eben dieser Rittmeister an den Prediger folgenden Brief.

„Sie erinnern sich vielleicht noch eines Unmenschen, der im September 58 eine Frau in Ihrem Dorfe und Sie selbst mißhandelte. Dieser Unmensch schreibt diesen Brief an Sie. Die Rache Gottes hat mich schwer ergriffen. Ich habe beide Beine verlohren, und sehe einem elenden jämmerlichen Leben entgegen. Ich wollte ruhig seyn, wenn ich mir keine andern Bosheiten, als die in Ihrem Dorfe, vorzuwerfen hätte. Vielleicht läßt mir Gott dies schreckliche Leben so lange, daß ich noch wieder gut machen kann, was gut zu machen ist. Achtzig Dukaten ist alles, was ich itzt entbehren kann. Ich schicke sie den Kindern der armen Frau, die ich todtgeschlagen habe, als einigen Ersatz für den Verlust ihrer Mutter. Sagen Sie ihnen, wenn Sie ihnen das Geld geben: ich bereute meine Bosheit, und sie möchten mir nicht mehr fluchen. — Liebster Mann, Sie vergeben mir doch auch? Die Sanftmuth, mit der Sie mich

 rasen-

rasenden anhörten, die Bescheidenheit, womit Sie mir antworteten, und die Freimüthigkeit, mit der Sie mir beim Weggehen sagten: der Gottlose drohet dem Gerechten, und beisset seine Zähne zusammen über ihn; aber der Herr lachet seiner; denn er siehet, daß sein Tag kommt, — machten schon damals einen gewaltigen Eindruck auf mich; und itzt stehen Sie mir beständig vor Augen. Beten Sie für mich, daß mir auch Gott vergebe, und schreiben Sie mir bald, ob der Mann und die unglücklichen Kinder mir vergeben haben."

Auf der Fürstenschule zu Pforte war es einmal sehr eingerissen, daß die jungen Leute des Nachts von ihren Zimmern gingen, und Unfug anrichteten. Einer von den Lehrern gab sich die Mühe, dann und wann vom Schlafe aufzustehen und den unruhigen Nachtwandlern aufzulauern. Er hatte manchen ertappt und ihn gehörig bestrafen lassen. Eines Tags war er etwas spät im Garten gewesen, und kam, da es schon finster war, in den abgelegenen Gang, der zu seinem Schlafzimmer führte. Zu seinem Glücke hatte er einen Stock in der Hand, mit welchem er dicht vor seiner Stubenthür auf ein Fuchsei-

sen

sen traf, welches zusammenschlug und den Stock zerquetschte. Er selbst hatte nun davon weiter keinen Schaden, als den kleinen Schreck, den ihm das Geräusch des Eisens verursacht hatte. Da indessen die Absicht, in welcher das Eisen dahin gelegt war, so sichtbar keine andere gewesen seyn konnte, als die, ihm die Beine zu zerschmettern, und ihm dadurch die nächtliche Aufsicht unmöglich zu machen: so wurden die strengsten Untersuchungen angestellt, den Thäter zu entdekken. Alles war vergeblich und man vergaß nach einiger Zeit die Sache wieder, nachdem man sehr kräftige Maßregeln ergriffen hatte, das nächtliche Umherstreichen der Schüler zu verhindern.

Einige Jahre darauf erhielt eben dieser Lehrer, von einem Menschen, der damals auf der Schule gewesen, verschiedener anderer Ausschweifungen wegen relegirt, und Husar geworden war, einen Brief, ohngefähr folgendes Inhalts.

„Lange habe ich mich darüber gefreut, daß ich meine abscheuliche That mit dem für Sie aufgestellten Fuchseisen, troz aller genauen Untersuchung, verhehlen konnte. Ich Unbesonnener dachte nicht daran, daß die Allmacht dessen, dem nichts verborgen ist, mich allenthalben, und früh genug zur Verantwortung ziehen könnte. Er hat es gethan, und hat es eben so sichtbar, als

für

für mich schrecklich gethan. Anstatt daß ich Ihnen die Beine zu zerschmettern dachte, wuste Gott Sie zu erhalten, und hat mir das Schicksal bereitet, welches ich Ihnen damals zugedacht hatte. In der Schlacht bei Zorndorf sind mir beide Beine durch Kartetschenkugeln zerschmettert worden. Was ich ausgestanden habe, geht über alle Beschreibung; aber mein böses Gewissen matterte mich mehr, als die Schmerzen der Wunden. Neben mir lagen einige Cammeraden in dem Lazarethe, die weit gefährlichere Wunden hatten; aber sie waren viel ruhiger, denn sie konnten mit Freudigkeit zu Gott beten. Das konnte ich nicht, und werde es nicht eher können, als bis ich meine Ruchlosigkeit Ihnen bekannt und abgebeten habe. Machen Sie ihren itzigen Zöglingen meine schreckliche Geschichte, als einen neuen Beweis, bekannt, daß die Gerechtigkeit Gottes wol eine zeitlang zu dem Frevel des Menschen schweigt, daß sie aber endlich desto eifriger den Bösewicht heimsucht, wenn er sich nicht durch ihre Langmuth zur Buße lenken läßt. — Sobald ich wieder meine Beine gebrauchen kann, will ich zu Ihnen eilen, und Sie auf meinen Knieen, auf der Stelle, um Vergebung bitten, wo ich die verworfenste That meines Lebens beschloß.“

Die Langeweile.

Ihr, die ihr, über Langeweile
Zu klagen, immer Ursach findt,
Theilt nur die Zeit in so viel Theile,
Als Theile eurer Pflichten sind;
Und dann — gesteht es nur, — entflieht sie zu geschwind.

An einen Schmähsüchtigen.

Du klagst, du habest viele Feinde;
Doch weist du, was die Stadt, bei deinen Klagen spricht?
Man sagt: „Du hättest manche Freunde,
„Hättst du nur deine Zunge nicht!“

Voltäre.

Es wollte doch der Reiche Mann
Selbst aus dem Ort der Qual noch seine Brüder lehren;
Doch Voltär, der kaum mehr die Feder halten kann,
Sucht weiche Unschuld noch durch Schriften zu bethören.
Jedoch, wie jenes Wunsch nicht zu erfüllen war,
Weil eine große Kluft die Höll und Erde trennet;
So ist bey Voltärs Spott auch ferner nicht Gefahr,
Weil man in dem, was noch sein letzter Anfall war,
Den Spötter nur, und nicht den schönen Geist erkennet.

Raufseisen.

Der

Der Stolz.

Wenn auch dieses deutsche Wort nicht aus dem lateinischen stultus und stultitia entstanden seyn sollte: so ist doch der Stolz unleugbar ein Kind der Thorheit, und behält immer das Gepräge seiner Abkunft. Schon die Alten haben die Bemerkung gemacht, daß es dem leeresten Kopfe am leichtesten wird, sich gerade zu halten, und daß der Weise nicht anders als demüthig seyn kann, wie die vollen Aehren immer gebeugt stehen. Nie wird es aber der Stolze zugeben, wenn man ihm sagt, er sey ein Thor; denn sich klug zu glauben ist eine wesentliche Eigenschaft der Dummheit.

Es erhellet von selbst, daß ich hier nicht von jenem edlen Stolze rede, der ein Lobspruch zu seyn pflegt. Diesen kann niemand haben, als wer seine Würde fühlt, sich seiner Bestimmung bewust, und überzeugt ist, daß Größe der Seele, Edelmuth und Tugend den wahren Adel des Menschen ausmachen. Er ist die Achtung, die der Rechtschafne für sich selbst hat, und die es ihm unmöglich macht, eine Handlung zu begehen, durch welche er sich, wo nicht in den Augen

gen der Welt, doch in seiner eigenen Meinung von sich, herabsetzen würde. Es ist nicht möglich, daß dieser edle Stolz von Geistesstärke und Seelengröße getrennt werden kann; denn er ist nichts anders, als das Bewustseyn derselben. Die Geschichte schildert uns daher auch keinen Mann, der etwas ausserordentliches unternommen hätte, ohne diesen Zug in seinem Bilde zu bemerken.

Der Stolz dagegen, von welchem ich hier rede, ist das Gepräge eines kleinen Geistes, ein Fehler, der die Menschheit entehrt, und dem, der sich desselben schuldig macht, allen Anspruch auf Liebe und Achtung entzieht. Er pflegt sich durch folgende charakteristische Züge kenntlich zu machen: die gute Meinung, welche er von sich hat, ist zu groß, und gründet sich meistentheils auf nichtige und zufällige Vorzüge; er fordert von andern eine größere Achtung, als worauf er eigentlich Anspruch machen könnte, und dünkt sich beleidigt, wenn er sie nicht erhält, oder nicht zu erhalten glaubt; er setzt andere neben sich herab, sieht sie mit geringschätzigem Auge an, läßt sie sein Uebergewicht fühlen; ist gegen seine eigenen Fehler blind, und verräth diese Gesinnungen alle in seinem Aeussern, läßt sich durch sie in seinen Handlungen leiten, und fühlt nicht, daß er thöricht handelt.

Gehen

Gehen wir weiter zurück und verfolgen diese Verirrung des menschlichen Verstandes und Herzens bis zu ihrer Quelle: so finden wir, theils, daß sie mit dem edlen Stolze einerlei Ursprung hat, theils, daß sie durchaus Schwäche des Verstandes oder doch Mangel der Ueberlegung voraussetzt. Denn was das erstere betrift, so ist es einer von den Grundtrieben in der menschlichen Natur, nach Vollkommenheit zu streben. Keine Vollkommenheit aber, die wir besitzen, macht uns Vergnügen, wenn wir uns derselben nicht bewust sind. Dies ist der Grund, warum jeder Mensch es sich angelegen seyn läßt, Vorzüge zu erlangen, und warum er sich gern damit beschäftiget, sich dieselben gleichsam aufzuzählen. Weil ferner unser eigenes Bewußtseyn von unsern Vorzügen dadurch gewinnt, wenn wir das Urtheil anderer mit dem unsrigen übereinstimmen sehen: so ist es uns angenehm, wenn auch andere Menschen uns dieselben anerkennen — daher bei dem ganzen Menschengeschlechte das Gefühl für Ehre und Ruhm.

In so fern wäre der Stolz überhaupt noch nicht zu tadeln; aber nun unterscheidet er sich von dem edlen Selbstgefühle durch die Schwäche des Verstandes und den Mangel der Ueberlegung, wovon er begleitet wird. Er hat zuvörderst einen verworrenen Begriff von Vollkom-

menheit und von Vorzügen. Daher kommt es, daß er seinen Werth in Dingen sucht, die ihm keinen Werth geben können, oder die nicht zu seinem Selbst gehören. Aeußerliche Glücksgüter, körperliche Schönheit und Zufälligkeit machen ihn aufgeblasen, und der Schein ist ihm oft angenehmer, als das wesentliche, welches er nicht ganz zu beurtheilen versteht. Daher kommt es ferner, daß er ganz unbequeme Wege, seine Vorzüge geltend zu machen, wählt. Anstatt daß er durch große edle Handlungen, durch Anstrengung seiner Kräfte, durch Geistesstärke die Achtung anderer Menschen zu erwerben suchen sollte; jagt er nach derselben durch äußerlichen Pomp, durch Prahlerei und Ruhmredigkeit; oder bemüht sich, sein Gutes in ein vortheilhaftes Licht zu setzen, und dagegen andere neben sich zu verdunkeln. Hiernächst unterscheidet er nicht hinlänglich, in wiefern er von andern Menschen Ehre genießt, oder nicht. Wüßte er, daß wir nur von demjenigen geehrt werden, der uns in seinem Herzen das Lob der Güte, Größe, Geistesstärke u. s. w. beilegt; so würde ihm der Weihrauch des Schmeichlers, das tiefe Bücken des Niedrigen, das gedungene Lob feiler Panegyristen und alles äußerliche Blendwerk weniger angenehm, es würde ihm vielmehr verhaßt und verächtlich seyn.

Er würde folglich nicht eingebildet, hochmüthig, hoffärtig und aufgeblasen zugleich seyn.

Ueberdies ist es ein offenbarer Beweis von der Schwäche des Verstandes, daß der Stolze es nicht gewahr wird, wie sehr er seinen Zweck verfehlt. Alle Welt weis es, daß ein Mensch jederzeit verachtet, wo nicht gehaßt wird, sobald er sich über andere erhebt, seinen Hochmuth äusserlich blicken läßt, mit Eifersucht über seine kleinen Vorrechte wacht, andere geringschätzig behandelt und auf sich ein zu großes Gewicht legt. „Man legt ihn, wie der ungenannte Verfasser des neuen Versuchs über die Schauspielkunst sagt, mit Haut und Haare in die Wagschale; alles wohl gewogen, zeigt es sich, daß seine Talente sehr alltäglich sind. Der Kontrast, der zwischen seinen Forderungen, und seinem Abfall herrscht, fällt alsdenn auf, und seine Person wird der Gegenstand des allgemeinen Gelächters.“ Und doch thut der Stolze dies alles, um Ehre zu erlangen! Heißt das nicht, nach einem Ziele streben, und es mit jedem Schritte weiter entfernen; sein Glück in einem Traumbilde suchen, welches nirgends vorhanden ist; — in eine Grube hinabsteigen, um eine weite Aussicht zu haben?

Und wie viele unnöthige Sorge, wie vielen Verdruß macht sich nicht der Stolze selbst. Ununterbrochen ist er auf der Hut, damit niemand

es an dem geringsten Zeichen der ihm gebührenden Ehre fehlen lasse. Den fröhlichsten Tag wird ihm eine einzige Miene eines Fremden, die nicht hinlängliche Ehrerbietung verrieth, zu verbittern im Stande seyn. In der heitersten Gesellschaft wird er sogleich mürrisch da sitzen, wenn etwa eine ihm gemachte Verbeugung nicht tief genug, eine Anrede zu vertraulich, oder irgend ein Umstand nicht so war, wie er es wünschte, oder fordern zu können glaubte. Man wird in seiner Gegenwart keinen dritten loben, keinen Vorzug vor ihm zeigen, keinem niedrigen Recht wiederfahren lassen dürfen, ohne ihm tiefe Wunden ins Herz zu schlagen.

Wenn es nun aber wahr ist, daß der Stolz immer Schwäche des Verstandes voraussetzt, und dieselbe in seinem ganzen Betragen äußert: so ist es doch wunderbar, daß wir Menschen sehen, die bei einem vorzüglichen Grade des Verstandes doch stolz sind. Es giebt zum Beyspiel Männer, die bei jedem Geschäfte, das sie unternehmen, Einsicht und Geschicklichkeit zeigen, die über jeden Gegenstand gründlich und unterhaltend sprechen, denen es leicht wird, die verworrensten Sachen durchzudenken und in Ordnung zu bringen; und die doch eben durch das Bewußtseyn ihrer Verstandeskräfte aufgeblähet, immer in einem entscheidenden Tone sprechen, jeden

den Widerspruch für beleidigend halten, gegen andere eine gewisse Verächtlichkeit zeigen, und wol gar in ihrer Miene, in ihrem Anstande und dergleichen stolzen Hochmuth verrathen.

Freilich würde uns diese Erscheinung unerklärbar bleiben, wenn die Erfahrung nicht lehrte, daß es nicht immer in jedem erleuchteten Kopfe überall hell ist. Dieser Mann, den ich eben geschildert habe, hat vielleicht über alles nachgedacht, nur über sich selbst nicht; er hat vielleicht so viele wichtige Dinge zu überlegen, daß er das allerwichtigste, Beobachtung seiner selbst, und genaue Erwägung seiner Handlungen darüber vergißt. Oder wenn er auch dann und wann auf die Vermuthung fällt, daß er sich durch sein Verhalten Haß und Verachtung zuziehn werde: so hat er vielleicht nicht Herrschaft genug über sich selbst, die Stimme der Eitelkeit in sich zu unterdrücken; er ist zu wenig aufmerksam auf sich selbst, und hält auch wohl andere für zu schwachköpfig, als daß sie seine Reden und sein Betragen, für das, was es ist, — für Stolz halten sollten.

So viel ist gewiß, je vernünftiger Jemand ist, desto mehr ist er vor dem groben, in die Augen fallenden Stolze gesichert; mischt sich aber doch einige Eitelkeit seinem aufgehellten Verstande bei; so wird er den Stolz studiren, und ihn auf

eine feine Art zu befriedigen suchen. Auf diese Art entstehen die Leute, die etwas darin setzen, allen äußerlichen Vorzügen zu entsagen, mit einer großen Sorgfalt, Bescheidenheit und Demuth zu zeigen, und so neben der Achtung anderer Menschen auch ihre Liebe zu gewinnen.

Ihre Absicht ist, dadurch ihrem Stolze ein Opfer zu bringen, daß sie allen Verdacht des Stolzes von sich entfernen. Selten bedenken sie aber, daß unter tausend Menschen, die sehr viel Verstand haben, nicht einer Verstand genug hat, um sich ununterbrochen in dieser Rolle zu erhalten. Ich habe noch nie einen solchen Mann völlige zwei Stunden den Bescheidenen spielen gesehen. Ich war einmal schon im Begriff, einen Unbekannten für einen Meister in dieser Kunst zu erklären, als er den schülerhaften Streich beging, den Stolz eines dritten zu rügen und sein eigenes Betragen mit jenem in eine Parallele zu setzen.

Wer mehrere hieher gehörige Erfahrungen sammlen will, der wird es überall bestätigt finden, daß es unglaublich schwer ist, den Stolz zu verbergen. Noch schwerer ist es ohnstreitig, sich ganz davon zu befreien. Cicero macht die Bemerkung, daß selbst die Weisen, die von der Verachtung des Ruhms vortreflich geschrieben haben, doch ihren Namen vor eben diese Schriften

ten setzten, damit ihnen der Ruhm, so schön geschrieben zu haben, nicht entginge; und mancher ist dann, wenn er allen Stolz besiegt zu haben glaubt, von Herzen stolz auf diesen Sieg.

Desto rühmlicher ist es, bei wirklichen Vorzügen, frei von diesem Fehler zu seyn! Der Fürst, der eine leutselige Miene hat, trägt einen doppelten Stern — einen auf der Brust, und einen auf der Stirn — und alle Welt sieht den letztern am liebsten, und bückt sich am tiefsten und willigsten vor ihm. Der Weise drückt seiner Weisheit erst dann den Stempel der Aechtheit auf, wenn er nicht durch sie gebläht wird. Dem Helden, der nicht stolz ist, sollte man zwei Ehrenseulen errichten — eine kleinere, weil er Nationen überwand, und eine größere, weil er sich selbst besiegte.

Ob es schwerer ist, sich vor dem Stolze zu hüten, wenn man wirkliche Vorzüge hat, oder wenn man keine hat, ist noch eine bedenkliche Frage. Dem ersten Anscheine nach sollte man glauben, es sei ungleich leichter, sein Nichts zu fühlen, als seinen Werth gehörig zu schätzen; wenn man aber dagegen bedenkt, daß schon wenige Dummheit im Stande ist, aufzublähen, und viel Verstand dazu gehört, die Einbildung im Zaume zu halten; daß niemand wahre Verdienste haben kann, ohne in der That Verstand zu besitzen;

sitzen; daß dennoch alle Menschen von Natur nach dem Gefühle eines gewissen Werthes, folglich auch nach Ehre streben: so muß man bekennen, daß der Mangel an Vorzügen die natürlichste Aufforderung zum Stolze ist, und daß ihm zu entsagen immer leichter wird, je reeller die Verdienste sind, deren sich jemand bewust ist.

Die Erfahrung redet eben dafür sehr augenscheinlich! Auf seine Geburt, auf Titel und Vermögen ist niemand stolz, als der, dessen ganzen, einzigen Werth sie ausmachen; so ein Herr von Gänsewitz, der da befiehlt draußen still zu seyn, wenn er seinen Namen schreiben will; so ein Ignorant, der eben ein kleines unwichtiges Aemtchen bekommen hat, dem er nicht vorstehen kann, oder der sich durch seine blanken Thaler ein Patent errungen hat; so ein Erbe eines beträchtlichen Schatzes, den er nicht anzulegen weis. Durch Gelehrsamkeit wird niemand mehr aufgebläht, als der Schüler in irgend einer Wissenschaft, oder der, welcher sich mit einem sehr unfruchtbaren Studium beschäftiget. Auf ein schönes Kleid bildet sich niemand mehr ein, als der arme Tropf, der zum erstenmal seine mit einer schmalen — vielleicht unächten — Tresse besetzte Weste anzieht. Auf seine Schönheit thut sich niemand mehr zu gute, als das ungestalte Mädchen, dem einmal ein Schmeichler etwas

von

von hübschen Augen vorsagte. — Mit einem Worte, wir sehen täglich, daß gerade der der Stolzeste ist, der die wenigste Ursache hat, es zu seyn.

Hier wird sich nun auch die Frage beantworten lassen, ob der Stolze Haß verdiene? — Freilich ist nichts gewöhnlicher, als daß er gehasset wird; aber gewiß mit Unrecht. Auch hassen ihn nur diejenigen, die selbst stolz sind; die es beleidiget, wenn sie mit geringschätzigem Blicke angesehen werden; denen es nahe geht, wenn ein anderer auf eben die Vorzüge Anspruch macht, die sie sich, als ein Vorrecht, anmaßen. Die bittern Klagen der Niedrigern über den Stolz des Höhern werden gewöhnlich in einem Tone geführet, der das sicherste Gepräge des Hochmuths verräth. Sie schließen sich auch in dem Munde des gemeinen Haufens fast immer mit der Versicherung, daß sie gar nicht aus Stolz herrühren.

Der Vernünftige hingegen kann den Stolz nicht anders, als mit Mitleid, höchstens mit Verachtung ansehen. Man haßt ja die Dummheit, wenn sie in andern Gestalten auftritt, nicht, warum sollte man sie denn in der Gestalt des Stolzes hassen. Sie ist Schwäche, und verdient daher eben so sehr unser Mitleid, als ein körperliches Gebrechen? Oft ist es freilich menschen=

freundlich, durch einen Wink dem aufgeblasenen Thoren zu zeigen, daß er sich lächerlich macht. Diese Cur gelingt zwar selten; aber sie schlägt doch nicht beständig so fehl, als wenn man den Stolz durch Verachtung zu heilen sucht. Denn man kann ihn nicht immer demüthigen, ohne ihm Unrecht zu thun, und noch weniger kann man es, ohne daß er glauben sollte, es sei ihm Unrecht geschehen. Glaubt er aber dies, so bekommt er noch mehr Nahrung, und wird auf immer unheilbar.

Fast jede Thorheit bedarf ihrer besondern Heilungsmethode, und jede Art des Stolzes muß eben deswegen nach andern Grundsätzen behandelt werden. Ich werde in einem der nächsten Theile dieses Lehrbuchs einige bewährt erfundene Arzeneien dagegen ausführlicher mittheilen, und hier nur zum Beschlusse noch folgende Bemerkung machen.

Nichts ist der sittlichen Güte hinderlicher, als der Stolz. Er ist es, der den Menschen zu tausenderlei Thorheiten nicht nur, sondern auch selbst zu abscheulichen Lastern verführt. Die Geschichte ist voll von den erschrecklichsten Freventhaten, die gekränkter Stolz unternahm; Aufruhr zu erregen, Kriege anzuspinnen, die Unschuld aufzuopfern, sich am Blute des Beleidigten zu laben, Meineide zu schwören, falsche Zeugen aufzustel-

len, Bosheiten im Finstern zu verüben, war ihm von jeher eine Kleinigkeit. So daß es wahr ist, was beim ersten Anblick ein Widerspruch zu seyn scheint, es ist niemand fähiger, Niederträchtigkeiten zu begehen, als der, welcher die Ehre zu seinem höchsten Ziele macht, denn er wird selten einen richtigen Begriff von wahrer Ehre haben. Wir sehen auch immer, daß eben der Stolze, der den Niedrigern sein ganzes Gewicht in jedem Worte fühlen läßt, ein kriechender Schmeichler des Höhern ist; daß er im Staube gebückt einen gnädigen Blick zu erschleichen sucht, und dann von den höchsten Bergen herabverkündiget, wie viel Werth ihm dieser Blick gegeben habe, sich aber dennoch nicht schämt, wie Montaigne sagt, sich zu bücken, und die in Lumpen gehüllte Hochachtung der niedrigsten Sorte von Menschen aufzuheben.

Aller sittlichen Besserung tritt der Stolz in den Weg. Er selbst sieht alle seine Fehler mit einem geblendeten Auge an, so daß er nicht gewahr werden kann, wie sehr sie ihn verstellen. Ein anderer darf es nicht wagen, ihm dieselben vorzurücken; anstatt diese Erinnerung mit Danke zu erkennen, würde er sie als Beleidigung annehmen. Und wenn er auch durch mehrere Veranlassungen dahin gebracht wird, einzusehen, daß er Mängel hat; so dünken sie ihm doch bloße

Kleinig-

Kleinigkeiten zu seyn, die er durch so viele andere gute Eigenschaften ersetze, daß sie höchstens zum Schatten in seinem Bilde dienten. Wer ihn daher von seinen übrigen Fehlern heilen will, muß seinen Hauptfehler, den Stolz, bei der Wurzel angreifen; er muß ihm richtige Begriffe von der wahren Ehre beibringen; ihm das Hirngespinst einer falschen Ehre so abgeschmackt vormahlen, daß er es selbst lächerlich und verächtlich findet; und muß ihn sodann in einer beständigen Aufmerksamkeit auf sich selbst zu erhalten suchen.

Der

Der Weg zur Tugend, oder Handleitung, wie die Vorschriften der Sittenlehre ausgeübt werden können. Herausgegeben von Johann Andreas Schmidt, Nachmittagsprediger bei der Kirche und Rector der Schule zu Neudamm in der Neumark.

Ich zeige diese kleine Schrift, welche bereits zu Ende des Jahrs 1779 bei Johann Jacob Kanter in Königsberg auf dreizehn Bogen in Oktav gedruckt worden ist, hier an, weil sie nicht sehr bekannt in Deutschland geworden zu seyn scheint, und doch in den Händen vieler guten Menschen zu seyn verdient.

Der Verfasser, der die Sittenlehre zu seiner Lieblingswissenschaft erwählt hatte, fand sehr bald, daß es nicht genug sei, um den Menschen zu bessern; ihm blos den Umfang seiner Pflichten zu schildern, und ihm die Bewegungsgründe zur Ausübung derselben vorzulegen. — Jedermann wird diese Bemerkung täglich bestätigt sehen.

ben. Man frage nur den Wollüstling, der Verschwender, den Müssiggänger, ob sie ihre Laster für recht, und ihnen nützlich halten. Sie werden, wenn sie ernsthaft seyn wollen, gewiß nicht ja antworten; sie werden vielmehr eine hinlängliche Bekanntschaft mit den Vorschriften der Tugendlehre zeigen; werden eben diese Laster an andern tadeln, und ihnen vielleicht mit einer gewissen Beredsamkeit die traurigen Folgen derselben vorzumahlen im Stande seyn. Und doch sind sie weit davon entfernt, ihr Leben zu ändern!

Noch mehr, wir sehen täglich Menschen vor unsern Augen, die an sich selbst die Wahrheit; „die Sünde ist der Leute Verderben,“ zur Genüge bestätigt gefunden haben, und die demohnerachtet Thorheiten und Ausschweifungen, die ihnen manche bittre Thräne der Reue gekostet haben, die sie in der Stunde des ernsthaften Nachdenkens verfluchen — ich möchte sagen, wider Willen — beibehalten. Ein offenbarer Beweis, daß es zur Besserung nicht hinreichend ist, seine Pflichten zu kennen, und die Verbindlichkeit derselben einzusehen!

Was ists denn nun aber, das noch hinzukommen muß? Nichts anders, als Kenntniß und Anwendung der Mittel, durch welche wir zur Tugend gelangen. Es ist damit, wie mit dem leiblich Kranken. Wenn dieser noch so genau

weis,

weis, worin die Beschwerde besteht, die ihn auf das Lager geworfen hat; wenn er auf das deutlichste einsieht, wie nachtheilich ihm seine Schmerzen sind; wenn er die lebhafteste Erkenntniß von der Vortreflichkeit der Gesundheit hat, er wird immer noch krank bleiben, wenn man ihm nicht die Heilungsmittel anzeigt, durch welche er genesen kann, und wenn er sie nicht gebraucht.

Diesem zufolge hat Herr Schmidt Recht, wenn er es für einen sehr nothwendigen Theil der Sittenlehre hält, zu zeigen, wie der Mensch es anzufangen hat, um sich Fertigkeit im Guten eigen zu machen, üble Neigungen und Richtungen des Gemüths zu unterdrücken, bösen Gewohnheiten zu entsagen u. s. w. Er hat Recht, wenn er dies mit zu denen Kenntnissen zählt, die den meisten praktischen Einfluß haben, und von dem reichlichsten Segen begleitet werden.

Freilich bleibt dies immer wieder nur Erkenntniß, und der Schriftsteller kann nichts weiter, als sagen: so mußt du es machen, und dies ist der Vortheil, den du davon hast; er kann die Arzeneien blos verordnen. Der Gebrauch derselben, wirkliche Ausübung dieser Vorschriften hängt immer noch von dem Kranken, von dem, der sich bessern will, ab. Durch kein Buch wird der Mensch gebessert. Aber schon genug, wenn

wenn nur der Redliche, der es mit sich selbst wahrhaftig gut meint, doch einen Weg vorgezeichnet sieht, den er mit Sicherheit gehen kann, um zu seinem Ziele zu gelangen. Schon genug, wenn nur der, dessen angelegentliches Geschäft es ist, andere zu führen, eine Regel hat, noch welcher er seine Handleitung einrichten kann.

Wem daher dieses kleine Buch wirklich Weg zur Tugend werden soll, der lese nicht blos — er gehe hin und thue, was er gelernet hat: er bleibe nicht dabei stehen, daß er vielleicht sage: ach ja! so müßte mans machen, um ein guter Mensch zu werden, — sondern er mache es wirklich so, und dann wird reicher Segen sein Lohn seyn.

„Aber eine solche Menge von Vorschrifteu, die alle ausgeübt werden sollen, damit ich tugendhaft werde?“ Ja, guter Leser, eine beträchtliche Anzahl Regeln! — Du erschrickst doch nicht vor der Mühe? Sieh die Anweisungen zum Clavierspielen an, betrachte die Grammatiken, lies einen Unterricht im Mahlen; sind der Regeln dort weniger? Und doch giebt es tausend Menschen, die Muth genug haben, Mahler zu werden, Sprachen und das Clavierspielen zu lernen. Sie lassen es sich nicht verdrießen, mit ununterbrochenem Fleiße eine Regel so lange zu üben, bis sie ihnen geläufig geworden, bis sie

die

die Fertigkeit erlangen, darnach zu handeln, ohne daran zu denken. Wahrlich es wäre schändlich, wenn du sagen wolltest, es wird mir zu sauer tugendhaft zu werden, da du dich schämen würdest, es bei dem Erlernen der Musik, des Mahlens, oder einer Sprache zu sagen! Oder sind dieses etwa wichtigere, nützlichere, nothwendigere Dinge? Meinst du, daß etwas wichtiger, nützlicher, nothwendiger seyn kann, als tugendhaft, das heißt, das zu werden, was du seyn sollst, nach der Absicht deines Schöpfers, und wovon in jedem Zeitpunkte deines Daseyns deine Wohlfahrt abhängt?

Doch, ich wollte ja eigentlich eine genauere Nachricht von dem Inhalte dieser Schrift geben.

Der Verfasser geht von der Wahrheit aus: es ist ohne Tugend keine Glückseligkeit möglich. Er unterscheidet dabei sehr richtig folgende zwei Sätze: ich werde durch die Tugend glückselig, und ich kann ohne Tugend nicht glückselig werden. Nachdem er nun die Tugend in Ansehung ihrer Nothwendigkeit zu einem glückseligen Leben geschildert hat, entwickelt er die Mittel, welche zu derselben führen, und die Art, wie diese anzuwenden sind. Wie gelangt man zu einer deutlichen und überzeugenden Erkenntniß vom Guten und Bösen? Wie muß man die Bibel und gute moralische Schriften lesen? Wie muß man mündli-

che moralische Vorträge hören? Wie gelangt man zu einer unüberwindlichen Erkenntniß vom Guten und Bösen? Wie kann man zu einem ernstlichen Vorsatz im Guten gelangen? Wie kann man die Begierde nach Glückseligkeit in sich erwecken? Wie muß eine Uebung beschaffen seyn, wenn sie eine Fertigkeit zuwege bringen soll? — das sind die Fragen, die hier beantwortet sind. Hierauf handelt der Verfasser von den Hindernissen der Tugend, die gehoben werden müssen, wenn unsere Bemühung in dem Guten von Statten gehen soll. Er theilt dieselben in innere und äußere; und zeigt nicht nur, wie die Seele vervollkommnet werden muß, sondern auch, wie man sich gegen Versuchung und Verführung wappnen müsse; worauf es bei der Erziehung vornehmlich ankommt; was zu thun sei, damit überhäufte Geschäfte nicht ein Hinderniß der Tugend werden; wie man die sinnlichen Vergnügungen zu gebrauchen habe, und wie man es verhüten könne, daß der Umgang nicht einen schädlichen Einfluß auf unsere Sittlichkeit habe. Zum Beschlusse stellt er eine Betrachtung über die Frage an: bin ich durch mich selbst stark genug, den Weg der Tugend zu gehen?

Möchte doch jeder seiner und meiner Leser am Ende mit ihm aus dem innigsten Gefühle seiner Seele sagen. „Nicht umsonst ist mein Bemühen gewe-

gewesen, den Weg der Tugend kennen zu lernen. Es bleibt dabei: ich muß ihn betreten. Und nun, gestärkt durch den ermunternden Gedanken: Gott giebt mir Kraft, — will ich ihn wandeln."

Einige werden es doch sagen; und es ist schon genug Lohn, diesen beruhigenden Gedanken nur dann und wann zu denken! Für den aber, der dieses Buch nicht mit dem Vorsatze in die Hand nimmt, heilsamen Unterricht daraus zu erlernen, und dann hinzugehen und zu thun, für den ist es nicht geschrieben. Denn weder Prunk der Beredsamkeit, noch blendende Farben hat der Verfasser gewählt, um den, der nur lieset, damit er gelesen habe, anzuziehen. Er spricht entweder in dem Tone des überlegenden Forschers, oder in der ungekünstelten Sprache des fühlenden Herzens, die er dem liebenswürdigen Verfasser der Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu, abgelernt zu haben scheint. Auch ist er weit entfernt, sich das Ansehen zu geben, als hätte er die Welt mit neuen Wahrheiten beschenkt; er gesteht vielmehr, daß er nicht nur aus der philosophischen Sittenlehre des würdigen Geheimenraths Darjes, sondern selbst aus den Schriften des Seneca, Cicero, Plutarch u. a. geschöpfet habe. Die Anordnung der Materialien, das leichte lichtvolle Gewand, die Vereinigung

zu einem edlen Ganzen und die Absicht etwas Gemeinnütziges zu liefern, — das ist sein!

Vielleicht dünkt es manchen Leser, daß er hie und da zu kurz gewesen sey. Mir scheint es selbst so; aber er muste entweder so kurz, oder so ausführlich schreiben, daß die meisten den Muth schon beim Lesen verloren hätten. Ich wünschte indessen, daß sein itziges mühsames Amt ihm Muße genug übrig ließe, nicht nur den zweiten Theil dieser kleinen Schrift, den er in der Anmerkung S. 116 verspricht, auszuarbeiten; sondern auch eine und die andere hier bloß berührte Materie weiter auszuführen!

Empfindungen eines Jünglings, an einem Wintermorgen

Weit umher ist die Natur itzt erstarrt, ihre Kräfte liegen wie im Schlummer, ihr Gewand hat der Nordwind abgestreift, ihren Reiz hat Schnee und Nebel eingehüllt. Hier säuselte sonst ein lieblicher West durch die Wipfel der hohen Ulmen hin, und im niedern dichten Gebüsche sang die Nachtigall ihr zauberisches Lied; itzt brau=

brauset der Sturm durch die nackten Aeste und schüttelt den Reif ab; kein Gesang durchtönet den Hain. Wo fröliche Heerden im Grase sonst hüpften, geht itzt der Wanderer zitternd vor Kälte, und sieht mit freudigem Blicke von fern die ländliche Hütte, deren gerade auf steigender Rauch ihm belebendes Feuer verkündigt. Fünf Tage nun schon sahen wir nicht die majestätische Regentin des Tags; durch dicke Nebelgewölke wirft sie den matten Schein herab, und erhellet nur kleine Kreise dem Auge. Dort murmelte vor wenigen Monden noch der kleine Schmerlenbach durch blumigte Ufer; nun deckt ihn glänzendes Eis und hemmt seine rieselnden Wellen. Schön zwar ist auch dieser Anblick dem Auge, und Kälte und Nordwind ist heilsam; aber doch sind sie — Tod der Natur.

Und wie schnell entfloh der schönere Theil dieses Jahrs! Kaum hatten wir uns an den Blüthen gelabt; so stürmte schon der unfreundliche Ostwind durch die gelben Blätter des Hains. Kaum fiengen wir an, auf ländlichen Festen uns des Sommers zu freun; so scheuchte schon Regen und Sturm den zärtlichen Städter von den Fluren hinweg. Niemand wähnte, daß der freundlichen Tage so wenige seyn würden. Nun sind sie dahin! Des Winzers fröliches Lied ist, wie der Gesang des jauchzenden Schnitters, ver-

stummt. Oede steht der Weinberg, und das Feld. In dem nackten Haine zirpt einsam und traurig das kleine geflügelte Volk. Hiehin und dorthin wollten wir immer noch wandeln; bis ein Tag nach dem andern entfloh, und die Kälte uns hin zum Kamine verwies.

Wie mächtig ergreift mich der Gedanke des schnellverschwindenden Lebens! — Noch gleichen meine Tage dem Frühling. Noch berauscht mich das fröliche Lied, und tändelndes Spiel und munterer Reihentanz. Noch labe ich an den Blüthen mich, und ahnde nicht den nahen Sturm. Wie sanfter säuselnder Westwind dünkt mir das Flüstern der Freude, und Scherz und Rundgesang. Wie des Frühlings belebender Blick ringsum die Blumen verschönert, so schaffe ich mir selbst um mich her die Welt zum Wonnegefilde; mein Auge sieht alles im Rosengewande.

Dank dir, Schöpfer des Frühlings, Geber des Lebens, Dank dir für diese glücklichen Stunden! der du den Nachtigallen Lieder, den Bäumen Blüthe, den Veilchen Wohlgeruch gabst, du gabst mir dies fröhliche Herz. Laß meine schuldlose Freude deinen Dank seyn!

Dort ging ich an den ersten freundlichen Tagen des jetzt erstorbenen Jahrs über das nackte Feld. Ueber mir sang in der hohen Luft die Lerche ihr Lied. Müssig, meinen Gefühlen nachhängend,

gend, ging ich einher. Neben mir streute der fleißige Landmann seine Saaten in den Schooß der fruchtbringenden Erde. Ich wunderte seiner Gefühllosigkeit mich. Räthselhaft schien es mir, daß er nicht nach der Sängerinn auffsah, und nicht, wie ich, durch ihre wirbelnde Töne entzücket wurde. O ich Thor! hätte er damals blos auf den Gesang gehorcht, und nicht mit Emsigkeit den Acker gebaut, so würde ihn itzt, die langen Tage des Winters hindurch, der Mangel drücken.

Eben dort ging ich in den schwülen Tagen des Sommers. Gewitterschwangre Wolken zogen sich über mir zusammen, und mein langsamer Schritt kostete, wegen der Hitze, mir Schweiß. Nun fand ich ihn wieder, den emsigen Landmann, er freute der Erndte sich, und sammlete die Früchte seiner Arbeit mit Jauchzen. Hätte er itzt wieder den stechenden Strahl der Sonne gescheut; so hätte nicht Seegen seine Scheuren gefüllt.

O so will ich denn auch zu den Geschäften des Lebens mit Sorgfalt die Kräfte gebrauchen, die mir der Allgütige gab. Zwar nicht umsonst soll mir die Morgensonne des Lebens lächeln; nicht umsonst der Trieb zur Freude in mir glühn; Gottes herrliche Welt um mich her will ich gern in aller ihrer Pracht bewundern, und schuldlos das Gute genießen, das seine Hand mir reicht; aber

 immer

immer will ich auch hinsehen auf den belohnenden Erndtetag.

Wenn dann der Wollüste verführerischer Reitz mir entgegen lacht, und das Heer der Thoren mir winkt: so wird der Gedanke, „warum ich hier bin“ mir seyn, wie ein Freund, der mich bei der Hand hält, und mich sicher leitet. Wenn der Leidenschaft Taumel sich in meinem Busen regt, so wird er mit warnender Stimme mir zurufen: „denke daran, wie schnell der Frühling des Jahres verschwand, so schnell verschwindet auch der Frühling deines Lebens!“ War nicht dieses Jahr dir wie ein Traumbild entflohn? So werden mehrere fliehn. Jedes fliehende Jahr ist ein wichtiger Schritt dem Winter des Lebens entgegen, und wie wenige solcher Schritte hält diese kurze Bahn, und wie ungewiß ist es, ob nicht mein Lauf schon in der Mitte gehemmt wird!

Dort in der ländlichen Hütte, die itzt mit Thränen mein Auge erblickt, dort habe ich so oft mich innig gefreut. Mein treuster, redlichster Freund hatte dort die Jahre seiner Kindheit verlebt. Oft wandelte ich mit ihm unter den blühenden Linden, wo er als Knabe gespielt, und harmlose Tage genossen. Oft saßen wir vertraulich in der Rebenlaube, und träumten Aussichten in die Zukunft. Die ganze Welt lag vor unserm offenen Blicke da, und keiner von uns ahndete die nahe Trennung.

Nun

Nun ist er nicht mehr! Die herrlichen Entwürfe alle, die uns oft mit kindischer Freude füllten, sind nun dahin. Theurer, redlicher Frund, die kleine Rosenhecke, die dort den Spaziergang umgiebt, hattest du als Knabe gepflanzt. Du wirst nun nicht die duftenden Blumen pflücken, wenn der Frühling wiederkehrt. Aber wenn ich ihren Balsamgeruch athme, wenn ich ihrer Schönheit mich freue, will ich deiner gedenken, und dich segnen, daß du sie pflanztest! Hingehn will ich zu deinem Grabe, und die schönsten auf deinen Aschenhügel streun. Und lernen will ich von dir!

Von heute an will ich auch mich bestreben, Thaten zu thun, die lange noch glückliche, segnende Folgen haben! Wenn ich dann selbst nicht mehr bin; so werden die Edlen mein Andenken segnen. Wenn ich nicht die Früchte meines Fleißes noch erndte, Heil mir, wenn der, dem die Erndte anheimfällt, sich freut, daß ich gewesen bin. Und desto glücklicher für mich, wenn ich selbst noch, als Greis, im Schatten des Baumes sitze, den ich, als Jüngling, pflanzte. Gute, seegnende Gottheit, sieh auf mich Schwachen herab, gieb mir Kräfte, Gutes zu thun, schenke mir Weisheit, die besten Wege zu wählen, und flöße mir Muth ein, den Hindernissen zu trotzen, die sich auf meiner Bahn, die du mir vorzeichnetest, finden.

Ruhig hören wir itzt den Sturm, und sehen Schneegestöber und Reif; denn der Gedanke ergötzt

götzt uns: bald wird der kommende Lenz die Bäume wieder mit Blüthen, und die Hügel mit Kräutern schmücken. Doch ach! der Lenz des Lebens kehrt nicht, wie der des Jahres zurück. In das Meer der Ewigkeit stürzen unaufhaltsam die schwindenden Tage. Nicht eine Sekunde des Lebens kehrt wieder, wenn sie einmal dahin ist. Feierlicher Gedanke des unwiederbringlichen Verlustes, wenn ich die Zeit meiner Jugend verliere, begleite mich immer auf meiner schlüpfrigen Bahn! Ach! verbessern kann ich es nicht, was ich einmal versah. Pflanze ich itzt mir Dornen auf meinen Weg, so wird immer ihr Stachel mich treffen, und künftige Reue ist zu spät. Gute, seegnende Gottheit, sende einen warnenden Engel, der mir zurufen möge, wenn ich in Gefahr bin, die Unschuld meines Herzens zu kränken.

Aber ist mein Flehen nicht ungerecht? Hat nicht der gütige himmlische Vater für meine Tugend sowohl gesorgt, als für mein Leben? Hat er mir nicht den Richter meines Thuns in meinen Busen gepflanzt, der mit der Wage in der Hand meine Schritte begleitet? Hat er mir nicht ein warnendes Beispiel an jedem Frevler aufgestellt, den ich ansehen, und von ihm lernen soll, welche Klippen ich vermeiden muß, auf meiner gefährlichen Fahrt? Hat er mir nicht den Schatz seiner Weisheit geöfnet, uud mich selber gelehrt, wie ich laufen soll, zu meinem herrlichen Ziele?

So

So wandle denn, mein Fuß, diese sichre Bahn. Horche, mein Ohr, auf die Stimme des Greises, der vor mir diesen Weg ging; lerne gern von dem erfahrneren Freunde. Wappne dich, mein Herz, gegen die Stimme der Verführung und gegen der Leidenschaften Tumult. — —

Ewig müssen mir die Gesetze der Tugend und Unschuld heilig seyn; denn der, der zum Himmel sprach: werde, und zur Erde: gehe aus dem Nichts hervor, der hat sie gegeben, und wacht über ihre unverletzliche Würde. Feierlich sei mir jeder kommende Morgen, er ist der Anfang eines Tages, von dem ich Rechenschaft geben muß!

Das sei mein Stolz, daß mich einst, ich sterbe spät oder frühe, die Edlen beweinen. Und das sei meine Hofnung, daß der Tag der Erndte, jenseit des Grabes auf mich wartet, wenn ich diesseit desselben die Saatzeit benutzte.

Lied.

Nichtig sind die Erdengüter,
Das bekennet Jedermann;
Und doch hängen die Gemüther
Selbst der Weisen fest daran.
Guter Alter in der Tonne, (*)
Wahrlich heutzutage spricht:
König, geh mir aus der Sonne,
Selbst der größte Weise nicht.

Und

(*) Der Refrain bezieht sich auf die bekannte Geschichte des Diogenes mit dem König Alexander.

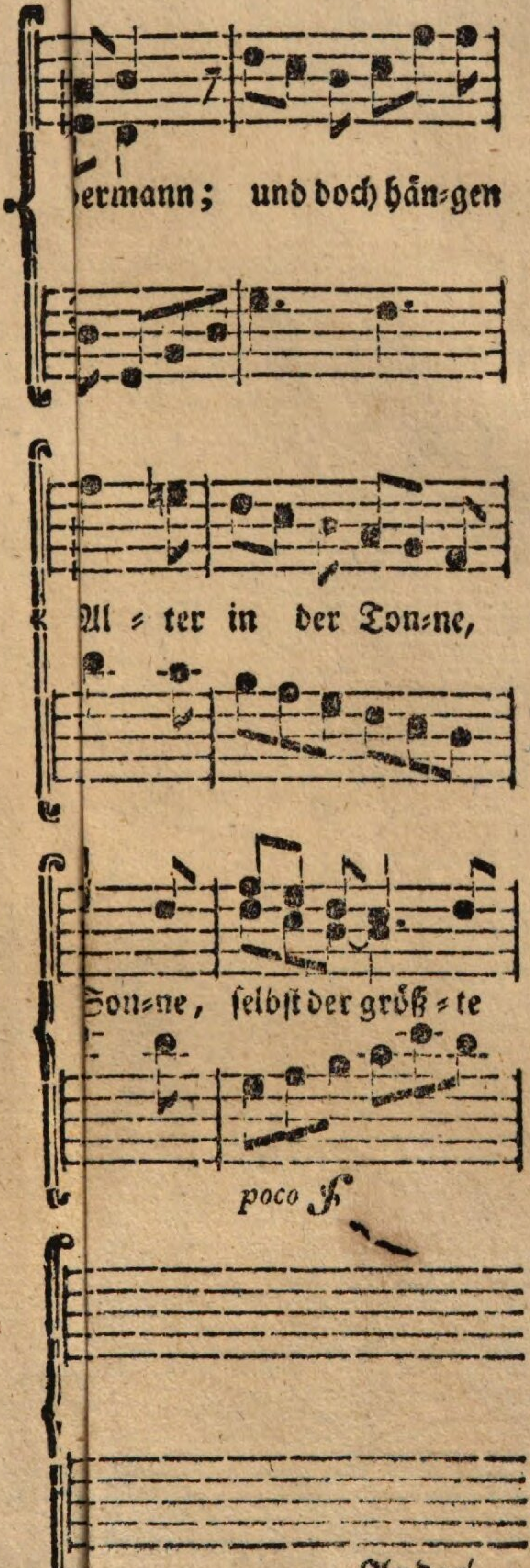
Sollt

Und doch ists so sehr gegründet,
Daß, wie Blätter vor dem Wind,
Wie der Rauch, der itzt verschwindet,
Alle Erdengüter sind.
Alter Weise in der Tonne,
Das war dir vorlängst bekannt,
Drum war dir der Strahl der Sonne
Mehr als Gold und Fürstenstand.

Immer in sich selber finden
Muß sein wahres Glück der Mann;
Jenen Rauch und sein Verschwinden
Sieht er dann mit Lächeln an.
Du warst, Weiser in der Tonne,
Selbst dir gnug zu deinem Glück;
Darum sprachst du: aus der Sonne,
König, gehe mir zurück.

Würde nur der Werth des Lebens
Nicht so oft von uns verkannt;
O wir suchten nicht vergebens
Unser Glück in Flittertand;
Und der Weise in der Tonne,
Dessen Herz, von Wünschen leer,
Mehr nicht hat, als freie Sonne,
Dünkt, uns dann kein Wunder mehr.

Sollte dieselbe einem oder dem andern meiner Leser nicht gleich erinnerlich seyn: so kann sie unter andern in den Dialogen des Diogenes von Sinope S. 230 u. f. nachgelesen werden.


ermann; und doch hän=gen
Al = ter in der Ton=ne,
Son=ne, selbst der größ = te
poco f

André.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG.

LD

Zöllner

1

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zöllner, Johann Friedrich, 1753-1804

Lesebuch für alle Stände

Bd.: 1

Berlin (1782)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 7859 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11263109-6
VD18 12361259-001